Constants curiose Lebensgeschichte und sonderbare Fatalitäten.

Ein Buch fürs Volk besonders für Handwerksburschen

von C. G. Salzmann.

Zweyter Theil.

Leipzig.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1792.

Sie hier finde, Sie können mir vielleicht sagen, was das für ein Gewächs sey, das hier auf diesem Acker steht; hier diese Stengel, die oben so runde Knötchen haben?

V. A. Das ist Flachs.

R. Flachs? nun das ist mir doch lieb, daß ich den zu sehen bekomme! Flachs? ei! ei! Und das, was auf dem andern Acker wächst, ist vielleicht Werg?

V. A. Nicht doch! das Werg ist keine besondere Pflanze, das ist der Abgang vom Flachse, der entsteht, wenn der Flachs abgehechelt wird. Das Gewächs hier sind Linsen.

Habe ich in meinem Leben gelacht, so lachte ich itzo, weil ich einmal einen Menschen sahe, der noch weniger wußte, als ich. Herr von Assof machte ein sehr böses Gesichte, aber das half nichts, ich konnte das Lachen unmöglich unterdrücken. Der Reisende wurde am Ende auch verdrüßlich und sagte: lieber Freund! er lacht mich aus, weil ich das Werg für eine Pflanze gehalten habe. Ich will nun auch eine Frage an ihn thun: Wer war denn der Stifter der griechischen Monarchie?

J. Wie will ich denn das wissen! das habe ich nicht gelernt.

Nun so geht mirs auch, sagte der Reisende. Ich bin unter Büchern aufgewachsen — und weiß gar vieles von dem, was drinne steht; die Natur habe ich aber nicht kennen lernen. Mir hat noch niemand den

Flachs auf dem Acker gezeigt, niemand gesagt, daß das Werg ein Abgang vom Flachse sey. Seit vier Wochen bin ich aber erst zu der Einsicht gekommen, daß jeder Mensch, vor allen Dingen, die Natur müsse kennen lernen. Eben deßwegen reise ich.

B. A. Aber da wollte ich Ihnen doch rathen, daß Sie sich zu ihrer Reise einen geschickten Begleiter suchten. Außerdem wird sie Ihnen wenig nützen.

Der Reisende wurde verdrüßlich, stampfte mit dem Fuße auf die Erde und sagte: Vor Gott ist es nicht zu verantworten, wenn man die Jugend so schlecht unterrichtet, wie ich bin unterrichtet worden. Nun muß ich mir also zu helfen suchen, so gut ich kann — leben Sie wohl!

Wir giengen itzo fort, und Herr von Assof sprach kein Wort.

Endlich konnte ich es nicht länger aushalten, und fragte ihn: ich habe Sie doch nicht beleidigt?

Constant, antwortete er mir sehr ernsthaft, wenn man einen Menschen findet, der weniger weiß, als wir, so darf man ihn nicht auslachen, sondern muß ihn — belehren. Das ist Christenpflicht.

Und nun gieng er fort, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Itzo kamen wir an eine Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Die Predigt und der Pre-

diger gefiel uns so wohl, daß mein Herr den Prediger besuchte, und sich bey ihm bis gegen Abend aufhielt.

Zweytes Kapitel.

Herr von Assof predigt in der Nacht.

Wir setzten nun unsern Weg fort, und eilten, um Langensalz noch zu erreichen. Aber die Nacht fiel ein, da wir wohl noch dreyviertel Stunden von der Stadt waren — eine Nacht, die so dunkel war, daß man nicht einen Schritt vorwärts sehen konnte. Ich that jeden Schritt mit Furcht und Zittern, endlich sagte ich, wenn wir doch nur bey dem guten Herrn Pfarrer geblieben wären!

Herr von Assof lachte und sagte: warum?

J. Da dürften wir doch nicht in der Nacht herumtappen!

V. A. Das Herumtappen in der Nacht ist ja gut, dabey lernt man seine Augen des Nachts brauchen. Es ist nicht genug, daß man am Tage sehen kann, man muß es auch des Nachts können. Er fürchtet sich doch nicht vor Gespenstern?

J. Das wohl nicht, aber wie leicht könnten wir Räubern in die Hände fallen.

V. A. Nun da würde das Unglück auch eben so gar groß nicht seyn. Forderten sie uns das Geld ab, so gäben wir es ihnen halt, und wollten sie uns das Leben nehmen, so wehrten wir uns unserer Haut. Bey dieser Gelegenheit bekämen wir desto mehr Courage (Kuraasche). Courage muß eigentlich jeder Mensch haben, wie kann er sie denn aber lernen, wenn er sich nicht bisweilen der Gefahr aussetzt? Wer Schwimmen lernen will, der muß ins Wasser gehen, und wer Courage sich erwerben will, der muß sich Gefahren aussetzen.

J. Aber wie leicht könnten wir fallen!

V. A. Wohl wahr! aber weil wir dieß besorgen müssen, so lernen wir fein auf den Weg merken, werden hübsch vorsichtig!

J. Wie aber, wenn wir uns verirrten!

V. A. Das wäre ja ganz vortreflich.

J. Vortreflich?

V. A. Vortreflich! denn die Verirrung machte uns gewitzt, wir lernten nun nachdenken, und suchten durch Nachdenken uns allerley Merkmahle zu finden, die uns auf den rechten Weg brächten.

J. Hum! Hum!

V. A. Was will er denn mit seinem Hum! Hum?

J. Wenn das alles so wäre, wie Sie da hier sagen, so sollte man ja allen Menschen rathen, daß sie bey der Nacht reiseten.

B. A. Lieber Constant, ich will ihm meine kurze und aufrichtige Meynung sagen. Wenn ich bey Tage reisen kann, so reise ich bey Tage, und, wenn ich die Wahl zwischen einem guten und schlechten Wirthshause habe: so wähle ich das Gute. Wenn ich nun aber einmal in der Nacht reise, oder in ein schlechtes Wirthshaus komme, nun so klage ich nicht und lamentire nicht, sondern ich suche alles Gute hervor, daß die Reise bey der Nacht, und der Aufenthalt in einem schlechten Wirthshause hat. Reise ich des Nachts bey hellem Himmel: so habe ich meine Freude an den Sternen; ist der Himmel aber, wie itzo, trübe, da übe ich mich, im Finstern zu sehen, und habe mein Vergnügen daran, wenn ich bedenke, daß ich durch Ertragung der Beschwerlichkeiten abgehärtet werde; komme ich in ein schlechtes Wirthshaus, wo der Wirth brummt, die Wirthin zankt, die Wirthschafft säuisch, das Bier sauer ist, der Ofen raucht und eine Oellampe brennt, so denke ich, das ist recht gut, daß du doch auch einmal ein schlechtes Nachtquartier hast. Auf diese Art lernst du doch etwas ausstehen, und wenn du auf der Reise nach Amerika hernach Hunger, Kummer und Noth dulden mußt, so kommt es dir doch nicht fremde vor, weil du schon daran gewöhnt bist. Auf diese Art befinde ich mich immer wohl, und ist denn das nicht besser, als wenn ich mich ärgere und lamentire?

Wer

Wer vergnügt leben will, der muß nothwendig, bey allen Schicksalen, die ihn treffen, die gute Seite hervorzusuchen sich gewöhnen, sonst wird er niemals froh. Denn jede Sache hat auch ihre schlimme Seite, und manche Leute haben die böse Gewohnheit, alles von der schlimmen Seite zu betrachten. Das ist ein garstiger Fehler, lieber Constant, der ist so schlimm, als die gelbe Sucht.

Drittes Kapitel.

Zweytes Abentheuer.

Ich glaube Herr von Assof hätte noch eine Stunde gepredigt, wenn er nicht durch einen unvermutheten Zufall wäre unterbrochen worden. Wir hörten nämlich in der Entfernung gar ein klägliches Heulen und Wimmern. St.! St.! sagte Herr von Assof, horchte wo die Stimme herkam, und schlich sich auf den Zehen nach dem Orte hin, wo das Winseln war. Itzo waren wir schon so nahe, daß wir die winselnde Person sehen, und manches verstehen konnten. Es war eine weibliche Stimme, die wimmerte: ach! ach! erbarme dich meiner, lieber Gott! mein Kind! mein Kind, das ich unter dem Herzen trug — mein Kind, das muß ich — Herr Jesu, ich kann es nicht todt

 machen!

machen! und doch ich muß! ich muß! ich muß! armer Wurm, Gott sey deiner Seele gnädig —

Halt! rief mein Herr, was giebts da?

Auf einmal war alles stille, und wir hörten nur noch das Weinen eines neugebohrnen Kindes.

Itzo trat mein Herr frisch herzu und fragte: was giebts hier? Statt der Antwort erfolgten aber Thränen und Schluchzen.

Armes Mädchen! sagte mein Herr, mit sehr liebreicher Stimme, ists nicht wahr, du wolltest itzo dein Kind umbringen?

M. (Weint).

B. A. Und da hat mich der liebe Gott nun zu dir gesandt, um dich von der schrecklichen That abzuhalten. Ich bin dein Engel! sey aufrichtig und verschweige mir nichts!

M. Gott! sollte es möglich seyn, daß es noch einen Menschen gäbe, der sich meiner erbarmte?

B. A. Den giebts — hier ist er.

M. (Indem sie seine Hand faßte und mit ihren Thränen netzte). Wenn Sie sich meiner erbarmen, so sind Sie kein Mensch, denn bey Menschen habe ich keine Erbarmung zu hoffen.

B. A. Das glaubst du. Bey mir ist Erbarmung, Hülfe, Rettung, und — ich bin doch nur ein Mensch. Aber die Wahrheit mußt du sagen.

M. Ach die will ich gerne sagen.

B. A. Du wolltest also dein Kind umbringen?

M. Ach Gott im Himmel sey es geklagt! ja das wollte ich.

V. A. Und warum?

M. Warum? Warum? Weil sein Vater nicht mit mir copulirt ist — weil er mich verlassen hat, und ich nun vor aller Welt zu Schanden werde, wenn es an den Tag kommt, daß ich ein Kind außer der Ehe gehabt habe.

V. A. Hast du noch Eltern?

M. Ja die habe ich.

V. A. Warum hast du dich ihnen nicht entdeckt, und bey ihnen Hülfe gesucht?

M. Ach! Meine Eltern sind gar ehrliche brave Leute, die mich zu allem Guten erzogen haben, die wollte ich nicht betrüben.

Warum, fragte ich, hat sie denn aber auch den albernen Streich gemacht und —

Oh! sagte mein Herr, was will er mit seinen Vorwürfen? Vorwürfe sind hier zu spät. Das Mädchen weiß, daß sie einen albernen Streich gemacht hat, und ist gekränkt genug. Warum will er sie noch mehr betrüben? Hat er nicht gelesen: einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides! Itzo ist an weiter gar nichts zu denken, als an — Rettung. Das Mädchen muß gerettet werden, und das Kind auch, und das ist, bey Gott! unsere Schuldigkeit! weil uns der liebe Gott so sonderbar hierher geführt hat, und itzo auf der ganzen Erde kein Mensch

ist, der so sehr verbunden wäre, sich dieser unglückli- chen anzunehmen, als — wir. Denn wer soll sich denn dieser Leute annehmen? der Römische Kaiser? der Churfürst in Sachsen? wie können sie denn? sie wissen ja von dem Vorfalle nichts. Und wenn Mutter und Kind auf der Stelle sterben, so hat Niemand Verantwortung davon, als — wir, weil wir sie hier fanden — Kurz, es muß geholfen werden! Das Kind wimmert, es ist mir, wie wenn es riefe: ach erbarmt euch doch! helft doch! —

Nun schwieg er einige Minuten, dann sagte er: der Entschluß ist gefaßt! Mädchen nimm du dein Kind in die Schürze, und geh mit mir nach der Stadt.

M. Herr Jesu! das kann ich nicht, meine Eltern — die werden mich zum Hause hinauswerfen.

V. A. Und das sollen sie nicht. Wenn wir an das Thor kommen, so gehst du hinein, und giebst mir das Kind, und ich gehe damit zum andern Thore hinein und versorge es.

Da wußte die arme Mutter weiter nichts zu antworten, als daß sie weinte, und meinem Herrn die Hand druckte. Da fiel mir der Händedruck wieder ein, den ich von dem Erfurtischen Tuchmacher bekam, und ich war auf mich selbst böse, daß ich mir diesen Händedruck nicht zu verdienen gesucht hatte. Denn dabey bleibe ich, der Händedruck von einem Menschen, dem man geholfen hat, macht mehr Freude, als irgend etwas in der Welt.

Auf dem Wege erkundigte sich mein Herr noch sehr sorgfältig nach dem Namen der Eltern des Mädchens, ihrer Wohnung, dem Namen des Mannes, der des Kindes Vater war, und da wir an das Thor kamen, mußte sie hineingehen, das Kind in ihre Schürze wickeln, uns zurücklassen und wir giengen damit nach einem andern Thore zu.

Als wir dort ankamen, examinirte uns der wachthabende Officier. Mein Herr sagte ihm, daß er ein neugebohrnes Kind gefunden habe, und bat ihn, ihm sogleich einen Soldaten mitzugeben, der ihn zum Bürgermeister führte.

Dieß geschah. Da wir zum Bürgermeister kamen, bat ihn mein Herr, daß er sich doch ja des armen Kindes, das er am Wege gefunden, erbarmen und eine Frau rufen lassen möchte, die es groß zöge.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf und sagte: das ist eine bedenkliche Sache. Des Kindes muß ich mich wohl erbarmen, denn ich bin ein Mensch, ein Christ; aber, Herr von Assof, überlegen Sie wohl, ich bin nicht nur Mensch und Christ, sondern auch Bürgermeister in Langensalz, der dafür sorgen muß, daß der Bürgerschaft keine Lasten aufgebürdet werden, dergleichen die Erziehungskosten dieses Kindes sind. Als Mensch, als Christ, will ich sogleich für des Kindes Erziehung sorgen. Aber als Bürgermeister in Langensalz muß ich erst Sie gerichtlich befragen, wie Sie zu dem Kinde gekommen sind?

B. A. Daran thun Sie Recht. Wenn ich Ihnen nun aber hinlängliche Sicherheit wegen der Erziehungskosten des Kindes gebe, dann ist doch wohl die gerichtliche Untersuchung nicht nöthig?

B. In diesem Falle nicht.

Herr von Assof zählete ihm sogleich für das erste Jahr zehen Dukaten hin, und gab ihm Versicherung wegen des Kindes Versorgung für die Zukunft.

Der Herr Bürgermeister ließ dann sogleich eine Frau rufen, der er das Kind und vor der Hand einen Dukaten übergab. Er redete ihr sehr nachdrücklich zu, daß sie ja das Kind, wie ihr eigenes verpflegen möchte, und ein Geistlicher, der sich in der Stube befand, rief ihr noch nach: vergeßt nicht, was in der Bibel steht: was ihr gethan habt, dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Die Beköstigung und die Kleidung dieses Kindes bezahlt dieser Herr hier; aber die Treue, mit der ihr es erzieht, die bezahlt derjenige, der diesen schönen Spruch gesagt hat. Eure eignen Kinder werden es zu genießen haben, was ihr an diesem armen Kinde thut.

Die Frau gieng fort, der Bürgermeister begleitete sie, und wir blieben mit dem Geistlichen allein.

Das

Viertes Kapitel.

Unterredung mit einem Manne nach dem Herzen Gottes.

Ich freue mich, sagte mein Herr, daß ich einen so würdigen Mann habe kennen lernen. Aber eben deßwegen bin ich auch etwas unruhig.

G. Wie so?

B. A. Weil ich besorgen muß, daß Sie allerley Verdacht gegen mich schöpfen. Ich will Ihnen also sogleich gestehen, daß ich das Kind nicht allein, sondern mit der Mutter zugleich, gefunden habe, die im Begriff war, es umzubringen, und die ich hier das erstemal in meinem Leben sahe. Wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie morgen besuchen darf, so will ich Ihnen die Mutter nennen, und Sie bitten, sich der armen Unglücklichen anzunehmen.

G. Ihr Besuch soll mir lieb seyn. Ich heiße Kranichfeld, und wohne nicht weit von der Bergkirche.

B. A. Da ich nun das arme Kind so verlassen fand, glaubte ich, ich wäre verbunden, mich desselben anzunehmen. Der Pöbel wird freilich allerley darüber urtheilen, und ich muß es mir gefallen lassen; ich denke aber: wer Gutes thun will, der muß auch Muth genug haben, um des Guten willen zu leiden.

G. Das

G. Das ist brav gedacht! Wenn ich unter solche bedenkliche Umstände komme, wo ich nicht recht weiß, was ich thun und lassen soll: so überlege ich immer: was würde unser Heyland gethan haben, wenn er an deiner Stelle gewesen wäre? und da finde ich immer, wozu ich mich als Christ entschließen muß. Gesetzt unser Heyland hätte auf der Langensalzer Straße eine Sünderin mit einem neugebohrnen Kinde angetroffen — was würde er gethan haben? der Mutter würde er gesagt haben: siehe zu, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nichts ärgers wiederfahre! dann würde er sogleich Anstalt für die Rettung des armen, unschuldigen, Kindes gemacht haben. Denn das war seine Art so. Vor der Sünde warnte er ernstlich: wenn aber ein Mensch das Unglück gehabt hatte, sich zu versündigen, und bezeugte herzliche Reue, so erbarmte er sich seiner. Das sehen wir an seinem Verhalten gegen die bußfertige Sünderin, gegen den Zachäus und gegen die Zöllner. Und ist denn das nicht edel? Wir nennen Sünder — Gefallene, und das sind sie. Was thut nun ein rechtschaffener Mann bey dem Fallen seiner Nebenmenschen? Wenn der rechtschaffene Mann merkt, daß sein Nebenmensch auf Wegen geht, wo er leicht fallen kann, so warnt er ihn herzlich und ernstlich; ist er aber gefallen, so hält er ihm keine lange Strafpredigt, sondern reicht ihm, ohne weitere Umstände, die Hand, hilft ihm auf, und, wenn er das Bein gebrochen hat,

so läuft er sogleich nach dem Wundarzte, und sorgt dafür, daß er verbunden, und sein Fuß wieder geheilet werde. So machte es der barmherzige Samariter, den unser Heyland der ganzen Christenheit zum Exempel aufgestellt hat. Da er den Juden fand, der unter die Mörder gefallen war, so hielt er ihm keine lange Strafpredigt, sagte nicht: warum bist du diesen gefährlichen Weg gereist? warum hast du keinen Begleiter mitgenommen? warum hast du dich nicht besser gegen die Mörder gewehrt? Dieß alles that er nicht, sondern verband die Wunden des armen Juden, goß darein Oel und Wein, lud ihn auf sein Thier, brachte ihn in die Herberge, und sorgte für seine Verpflegung.

So handelt man denn freilich heutiges Tages nicht immer. Man macht aus dem Fallen einen Spaß, und hernach, wenn ein Mensch das Unglück gehabt hat zu fallen, so geht man vorüber, und ehe man vorüber geht, so hält man ihm noch eine Strafpredigt.

Deßwegen glaube ich auch, daß unser Heyland, wenn er itzo wiederkäme, in vielen Ländern nicht Dorfpfarrer werden könnte.

V. A. Wie? Jesus Christus nicht Dorfpfarrer werden?

G. So wahr ich vor Ihnen stehe, nicht Dorfpfarrer. Denn, wenn er predigte: Nicht alle, die zu Jesu sagen, Herr Herr, werden in das Himmelreich kommen, sondern die

den Willen des Vaters im Himmel thun, so würde man schreyen: das ist ein Ketzer! Wenn er dem Examen sich unterwerfen sollte, so würde man finden, daß er manches geradezu wegläugnen würde, was man an manchen Orten für einen Grundartikel des christlichen Glaubens hält; wenn er die Probepredigt halten sollte, und er predigte, wie ehemals auf dem Berge: so würde man sagen: Aha! das ist auch ein Neuling, der predigt nichts von Geheimnissen, nichts von Genugthuung, er predigt nur Moral (Sittenlehre). Wenn er auf die Symbolischen Bücher schwören sollte: so würde er sich auch nicht dazu verstehen. Kurz man würde ihn als einen Neuling und Ketzer abweisen. Hernach würde man auch an seinem Lebenswandel vieles auszusetzen finden.

V. A. Wie? an Jesu Lebenswandel?

G. An Jesu Lebenswandel. Denn wenn er eine Sünderin fände: so würde er nicht vor ihr vorüber gehen, würde sie nicht verdammen, sondern würde sie zu bessern suchen, und sich ihrer annehmen. Herr von Assof, wie können Sie glauben, daß ein Candidat, in manchen Ländern, eine Pfarre bekommen könnte, der sich einer Sünderin annimt? Mit Fingern würde man auf ihn zeigen und sagen: dieser ist der Sünder Gesell! Selbst Sünder zu seyn, das schadet der Beförderung zu einem geistlichen Amte nichts, man muß aber nur seine Sünden zu ver-

verbergen wissen, und andere Sünder recht strenge behandeln *).

Wir giengen nun in das Wirthshaus, und schliefen, nach genossener Mahlzeit, recht ruhig.

Den andern Tag giengen wir bald früh zu dem würdigen Geistlichen, der uns so viel Gutes gesagt hatte. Er empfieng uns sehr freundlich.

Da ihm nun mein Herr die Mutter und den Vater des Kindes genannt hatte, gieng er ganz tiefsinnig in der Stube auf und ab, dann sagte er: reisen Sie ohne Sorgen von hier, ich will mit dem Mädchen und seinem Vater sprechen, und die Sache so einzuleiten suchen, daß das Kind unter der Mutter und ihrer Eltern Augen erzogen wird. Ich will mir auch Mühe geben, den Vater ausfindig zu machen. Dann wird es noch besser gehen.

Es ist mir allemal verdrüßlich, fuhr er fort, wenn ich höre, daß man aus dergleichen Ausschweifungen einen

*) So urtheilte der verehrungswürdige Kranichfeld, der lebenslang einen unsträflichen Wandel führte, der seiner Gemeine wahrer Vater war, und im Stillen unermeßlich viel Gutes stiftete, davon Niemand etwas erfuhr, als — diejenigen, denen er es erzeigte, und der, der ins Verborgene sieht. Seine freymüthige Art zu urtheilen, der ich oft mit innigster Hochachtung zuhörte, würde ich nicht abdrucken lassen, wenn er nicht bereits in eine bessere Welt übergegangen wäre, wo er über die Urtheile der Welt weit erhaben ist.

nen Spaß macht. Sobald sich der Mensch denselben überläßt, muß er lügen. Dieß unglückliche Mädchen, ihre Eltern, wenn sie nicht ihre Ehre verlieren, wenn sie nicht vor aller Welt zu Schanden werden wollen, müssen die Unwahrheit reden. Und die Unwahrheit, das glauben Sie mir, Her von Assof, ist der erste Schritt zum Laster. Sobald der Mensch von der Wahrheit weicht, ist er in Gefahr, eine Sünde nach der andern zu begehen, damit seine Unwahrheit nicht entdeckt werde. Wenn es doch alle junge Leute bedächten!

Fünftes Kapitel.

Herrn von Assofs Meynung vom Spinnen und Weben.

Nachdem mein Herr sich sehr für die Güte dieses musterhaften Geistlichen bedankt hatte, gingen wir weiter, und besahen die Fabriken, in welchen seidene und halbseidene Zeuge verfertigt werden. Da lernte ich nun wieder sehr vieles. Ich sahe aber auch etwas, das mir nicht ganz gefallen wollte, dieß war — eine Spinnmaschine, welche allein auf einmal so viele baumwollene Fäden zog, als sonst zwanzig Spinnerinnen zu ziehen pflegen. Das ist, dachte ich bey mir selbst, doch wirklich nicht erlaubt, daß man solche Maschinen hin-

hinstellt, die den Menschen ihre Nahrung rauben. Wie vielen armen Weibern und Mädchen, wird durch diese Maschine ihr Brod entzogen!

Da ich nun in das Quartier kam, und mein Tagebuch verfertigte, konnte ich es nicht lassen, ich mußte meinem Herrn meine Bedenklichkeit mittheilen.

Dieser lachte aber, und sagte, ich wollte, daß man nicht nur Spinnmaschinen, sondern auch Webemaschinen der Art erfände!

J. Auch Webemaschinen? Gott bewahre uns! das wäre ja das allergrößte Unglück! da müßten ja viele tausend Familien verhungern!

V. A. Von ihren Nahrungssorgen befreyet werden, will er sagen.

J. Das begreife ich nicht.

V. A. Gut! so will ich es ihm erklären. Man pflegt zu sagen, durch Spinnen und Weben werden die Produkte z. B. Wolle, Flachs, Baumwolle, Seide u. d. gl. veredelt — das gebe ich zu. Aber, wenn das Spinnen und Weben bloß durch Menschen betrieben wird, wenn der Mensch nichts thut, als daß er spinnt und webt, so wird das edelste Produkt, der Mensch — verdorben. Da veredelt man Wolle, Flachs, Baumwolle, Seide — alles veredelt man, aber — der Mensch wird verunedelt.

J. Wie verstehen Sie das?

V. A. Das will ich ihm erklären. Menschen, die Jahr aus Jahr ein hinter dem Spinnrade und

dem Weberstuhle in der dumpfigen Stubenluft sitzen, müssen ja nothwendig schwach, kränklich, traurig werden.

J. Das ist wohl wahr. Was thut man aber nicht, um Nahrung zu haben?

V. A. Und diese bekommt man gewiß durch bloßes Spinnen und Weben nicht. Die größte Armuth herrscht zuverläßig in Familien, die sich bloß von Spinnen und Weben nähren. Ist denn das nicht wahr?

J. Wahr ist es wohl; ich möchte aber doch wissen, wie dieß zugeht?

V. A. Wie dieß zugeht? das will ich ihm sagen. Wenn die Spinnerinnen und Weber die ganze Woche hindurch gearbeitet haben, so haben sie doch nichts zu essen. Denn das Gespinnst und Gewebe kann, wie er selbst weiß, nicht genossen werden. Sie müssen ihre Waare nun erst verkaufen. Wenn sie Niemand verlangt, wenn die Einfuhre derselben in den benachbarten Ländern sogar verboten wird: dann sitzen die armen Leute, haben Garne und Zeuge, aber — kein Brod. Da müssen sie nun, wie Bettler, umher gehen, und ihre Waaren ausbieten, oft mit Schaden verkaufen; haben sie endlich sie zu Gelde gemacht, so müssen sie dasselbe dem Bauer wieder geben, um von ihm Brod, Milch, Butter, Käse, Eyer, zu bekommen, der nun wieder von ihnen fordert, was er will. Wäre es nun nicht besser, wenn jeder Mensch ein Stück

Land

Land hätte, es selbst mit seiner Familie bearbeitete, und nur im Winter, und an Tagen, da man, wegen des Regens, das Land nicht bearbeiten kann, sich mit Spinnen und Weben beschäftigte? Auf diese Art bliebe er gesund, würde stärker, hätte doch für seine Familie wenigstens immer Butter, Gemüße und Brod, und dürfte nicht hungern, wenn Zeiten kommen, da das, was er spinnt und webt, nicht gesucht wird.

J. Das läßt sich hören. Wer freylich bey dem Spinnen und Weben aufgewachsen ist, der muß sich zu behelfen suchen, so gut er kann. Aber so ein junger Mensch, wie er ist, dem ist zu rathen, daß er bey Zeiten seine Haushaltung so einrichte, daß er sich sein Brod, Gemüse, Milch und Butter selbst verschaffen kann.

J. Das ist wohl gut; aber wo soll ich denn das Land bekommen?

V. A. Land? Ha! ha! ha! diese Frage hätte ich gar nicht von ihm erwartet. Giebt es denn nicht Land genug? Man muß sich nur nicht auf einen Platz hinsetzen, wo kein Land zu sehen ist. Wenn man sich freilich in einer großen Stadt ein Stübchen miethet, das im zweyten, dritten Stock ist, dann kann man fragen: woher bekomme ich denn Land? Das darf man aber nicht thun. Die Erde ist ja groß genug.

Wir redeten noch verschiedenes über diese Materie, und legten uns dann zur Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Herr von Assof wird Advokat der Rebellen.

Den andern Tag marschirten wir weiter, und nahmen des Abends unser Nachtquartier in dem Dorfe Schelgenleben *).

Da wir an den Gasthof kamen, hörten wir in der Stube ein schreckliches Zanken und Disputiren. Wir öffneten die Stube, und erblickten darinne eine Menge Bauern und einen Mann mit einem Haarbeutel, der aber ein Paar Löcher hatte, und einem verschabten und geflickten Rocke. Dieser, sobald er uns erblickte, winkte mit der Hand und rief: St.! St.! Sogleich war alles stille.

Wir setzten uns in eine Ecke, die Bauern sahen uns an, sprachen leise, bald unter sich, bald mit dem Haarbeutels-Manne; endlich kam einer auf meinen Herrn los, und fragte: mit Verlaub! (mit Erlaubniß) Wo ist der Herr her?

V. A. Aus Pommern.

B. Wo denkt er hinaus?

V. A. Nach Amerika.

B. Nach

*) Gewisser Ursachen wegen werden künftig die Städte und Dörfer, durch welche die Reise gieng, mit erdichteten Namen genannt werden.

B. Nach Amerika? da mag ich nicht von seiner Gesellschaft seyn.

Nun verfügte er sich wieder zu den andern Bauern, und das Flüstern ging von neuem an. Nach etlichen Minuten kam er wieder, und sagte: nehm er es nicht übel! er muß weiter gehen, hier kann er nicht logiren.

V. A. Nicht hier logiren? und warum denn nicht? Ist denn dieß Haus nicht ein Gasthof?

B. Das ist es. Aber die Gemeine ist heute hier zusammen, und hat Sachen abzuthun, die kein Fremder mit anhören darf.

V. A. Aber, lieben Leute! wo soll ich denn hin? stockfinster ist es draußen. Wollt ihr mich denn der Gefahr aussetzen, auf dem Wege umzukommen!

B. Ey er kann ja zum Edelmanne gehen, der hat ein großes Schloß — der kann —

V. A. Ist denn sein Edelmann Gastwirth?

B. Das ist er nicht.

V. A. Wie kann er denn also dem Edelmanne zumuthen, daß er mich, als einen ganz unbekannten Mann, beherbergen soll?

B. Kennt er denn unsern Edelmann gar nicht?

V. A. Wie kann ich ihn denn kennen? ich weiß ja nicht einmal seinen Namen.

B. Weiß er was! hinauswerfen wollen wir ihn nicht, aber er muß mir die Hand drauf geben, daß

er nicht verrathen will, was wir hier mit einander sprechen.

V. A. Hier ist meine Hand!

B. Nun sieht er, wir haben hier weiter gar nichts vor, als daß wir ein Bischen rebelliren wollen.

Der haarbeutliche Mann, von dem wir hernach erfuhren, daß er ein Advokat sey, dem, verschiedener Ursachen wegen, die Praxis war untersagt worden, kam sogleich auf uns los und sagte: ja, ich kann es nicht läugnen, daß ich damit umgehe, diese armen Leute in Freyheit zu setzen.

V. A. Das ist brav! Freyheit muß jeder Mensch haben.

A. Vortreflich! Wir sind ja von Natur einander alle gleich.

B. Recht so! Wenn ich ein Kind taufen lasse, und wenn der Edelmann eins taufen läßt, so ist eins wie das andere, da ist kein Unterschied. Eins quirt (weint), wie das andere, eins ist so dumm, wie das andere, und eins — verunreinigt sich, wie das andere. Da ist alles gleich. Und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, meine Kinder sind von besserm Schrot und Korn, als des Edelmanns seine. Aus einem Kinde, wie sie meine Frau zur Welt bringt, will ich allemal zwey Junkerchen machen.

Ha! ha! ha! lachten alle Bauern.

B. Wie gesagt, zwey Junkerchen will ich draus machen. Da hieng man uns vor ein Paar Monaten

eine Schrift auf, in der wir Bauern ermahnt wurden, die weise Ordnung Gottes zu bewundern. So wie er einige Vögel zu Adlern, andere zu Tauben gemacht, so hätte er auch einige zu Edelleuten, andere zu Bürgern oder Bauern lassen gebohren werden. Das ist ja albern. Wenn ich den jungen Adler neben die junge Taube lege, so fällt es mir sogleich in die Augen, daß jener ein Adler, diese eine Taube ist. Ist denn das eben so mit dem jungen Edelmanne und dem jungen Bauer?

V. A. Freilich nicht. Das Gleichniß paßt, wie eine Faust aufs Auge. Wir sind von Natur alle gleich. Das kann man ja mit seinen eignen Augen sehen. Wenn man einen achttägigen Edelmann unter 50 achttägige Bauern legen wollte, so möchte er schreyen und winseln, wie er wollte, die jungen Bauern würden alle mit schreyen, aber keiner würde ihm helfen.

Alle Bauern lachten.

B. Wenn das Junkerchen aber groß wird, gleich fängts an zu commandiren. Wenn es ihm einfällt, zur Frohne zu gebieten, so müssen wir armen Bauern alles stehen und liegen lassen, und frohnen.

V. A. Sagt mir doch Leute, woher kommt denn das nur?

B. Ja woher solls kommen. Das Edelgut hat die Gerechtigkeit, daß unsere Nachbaren dahin frohnen müssen. Diese Gerechtigkeit läßt sich nun der

Edelmann nicht nehmen. Gehen wir zum Fürsten und klagen, so werden wir mit unserer Klage abgewiesen.

Ja, mein Herr, sagte der Advokat, das ist traurig. Der Unterthan hat in unserm Lande keine Hülfe. Drum will ich mich eben der armen Leute annehmen, und es dahin zu bringen suchen, daß alles in den Stand der natürlichen Gleichheit wieder komme.

V. A. Schön, lieben Leute! geht aber nur fein behutsam zu Werke, daß ihr euch nicht ins Unglück stürzt. Das Rebelliren nimmt oft einen schlimmen Ausgang. Man hat Exempel, daß rebellische Unterthanen auf den Bau sind gebracht, mit dem Staubbesen bestraft, ja wohl gar gehängt, geköpft, gerädert worden. Es sollte mich sehr dauern, wenn ihr guten Leute euch ein solches Unglück zubereiten würdet. Fangt also ja, ich bitte euch, alles recht klug an! Man hat auch Exempel, daß unruhige Köpfe die Bauern zum Aufruhre reizten, und hernach, wenn die Sache schief ging, sich aus dem Staube machten, und die armen Bauern sitzen ließen. Fangt, ich bitte nochmals, fangt alles ja recht klug an, nicht übereilt, alles mit Ueberlegung, daß es nicht heißt: vorgethan und nach bedacht, hat Manchen in Schaden und Leid gebracht.

B. Wir denken ja, daß wir alles recht klug angefangen haben. Wir wollen morgen zum Edelmanne gehen, und ihm geradezu die Frohndienste aufsagen, und ihn die Schrift unterschreiben lassen, die hier der

Herr

Herr aufgesetzt hat. Kann er uns was Bessers rathen?

V. A. Rathen könnt ich euch wohl, wenn ihr nur guten Rath annehmen wollt.

Die Bauern flüsterten hierauf wieder einander in die Ohren, der Advocat mischte sich unter sie, endlich rief einer: was da! was da! der Fremde scheint ein vernünftiger, rechtschaffener Mann zu seyn, wir wollen ihn hören. Sey der Herr so gut, und gehe uns mit Rath und That an die Hand. Räth er uns gut, so wollen wir folgen.

V. A. Nun gut, ich will euch mit gutem Rathe an die Hand gehen. Ehe ich aber ein Wort weiter verliere, so müßt ihr mir eine Frage beantworten: Wollen wir Recht oder Unrecht thun?

Recht! Recht! rief die ganze Gemeine.

V. A. Brav! Was Recht ist, lobt Gott. So lange man Recht thut, hat man Muth, hat bey der Obrigkeit Hülfe, und kann sich auf Gottes Beystand verlassen. Thut man aber Unrecht, so fehlts an Courage, man hat die ganze Welt gegen sich, und auf Gott kann man sich auch nicht verlassen. Daher hat Salomo ganz Recht, wenn er sagt: Der Gottlose fleucht, und niemand jaget ihn, aber der Gerechte ist getrost, wie ein junger Löwe.

B. Der Meynung sind wir auch. Wir haben aber Recht.

V. A. Ich vermuthe es auch. Aber wir müssen

nun

nun alles erst von Grund aus untersuchen. Vor allen Dingen sagt mir doch: wißt ihr denn nicht, woher euer Edelmann das Recht habe, von den Bauern Frohndienste zu fordern?

B. Wer wollte das wissen.

V. A. So müßt ihr doch wissen, wann er die Frohndienste zu erst aufgebracht habe; ists denn vor oder nach dem siebenjährigen Kriege geschehen?

B. Wo denkt er denn hin! die Frohnen sind bey Menschen Gedenken schon gewesen. Mein Großvater, Gott hab ihn selig, hat mir noch erzählt, daß sein Vater und sein Großvater auf dem Gute hätten frohnen müssen.

V. A. Habt ihr denn keine alten Schriften in der Gemeine, die etwas davon sagen?

B. Nicht einen Buchstaben.

V. A. Das ist nun schlimm. Wenn wir erst wüßten, woher der Edelmann die Gerechtigkeit hätte, Frohndienste zu fordern, dann wollten wir bald sehen, wie wir das Ding angriffen. Es wird mit eurem Edelmanne vermuthlich eben nicht anders gegangen seyn, wie es mit den Edelleuten in meinem Vaterlande gegangen ist.

B. Und wie ging es denn mit denen?

V. A. Wenn in den alten Zeiten ein Ritter im Kriege sich hervorthat und tapfer hielt, so bekam er vom Kaiser, oder von dem Fürsten, dem er gedient hatte, ein Stück Land zur Belohnung. Weil er dieß

aber

aber nicht selbst anbauen konnte, so vertheilte er es unter die Bauern, bauete ihnen auch wohl Häuser, bedung sich aber dabey allerley aus, z. E. daß sie ihm mußten von jedem Grundstücke einen Zins entrichten: daher kommen die Erbzinsen; oder daß sie mußten versprechen, das Gut, das er für sich behielt, unentgeldlich zu bearbeiten: daher kommen die Frohnen. Seht, lieben Leute, so sind die Edelleute anfänglich zu ihren Gerechtigkeiten gekommen, und haben sie nun auf ihre Nachkommen fortgeerbt.

Um Vergebung, mein Herr, rief der Advocat, das ist bey uns der Fall gar nicht. Unser Edelmann hat das Gut nicht geerbt, sondern gekauft.

V. A. Ey, mein Herr Advocat, das bitte ich mir aus, daß Sie mir nicht in die Rede fallen! Sie, als ein Jurist, sollten die Sachen besser verstehen. Mag ihr Edelmann das Gut ererbt oder gekauft haben, das ist alles einerley. Der erste Edelmann, der das Gut besaß, erhielt das Recht, von den Bauern Frohndienste zu fordern. Dieß Recht erbete auf seine Nachkommen; von einem dieser Nachkommen kaufte es der itzige Gutsbesitzer, und gab deßwegen für das Gut ein Paar tausend Thaler mehr. Ist denn nun die Gerechtigkeit nicht in seinen Händen?

Ich will euch, lieben Leute, ein Exempel geben. In meinem Vaterlande war vor alten Zeiten mitten im Fuhrwege ein schrecklicher Morast, in welchem viele Fuhrleute verunglückten. Ein Müller, der in der

Nähe wohnte, konnte endlich das Wehklagen der armen Fuhrleute nicht länger mehr mit anhören; er füllte den einen Theil des Morastes mit Steinen aus, und über den andern ließ er eine schöne Brücke von Steinen bauen. Das gefiel nun der Obrigkeit. Was that sie? Sie ertheilte dem Müller, für sich und seine Nachkommen, das Recht, allen Reutern, Reisenden und Fuhrleuten, . über diese Brücke reiseten, für jedes Pferd, drey Pfennige abzufodern. Lieben Leute, überlegt nun selbst, war denn das Recht, oder war es Unrecht?

B. Ei freylich war das Recht. Der Müller hatte es ja verdient.

V. A. Ich glaube es auch. Aber nun kam es zu meiner-Zeit so weit, daß die Nachkommen des braven Müllers verarmten, und die Mühle verkaufen mußten. Es fand sich ein Käufer, der aber auch das Recht mithaben wollte, von jedem Pferde, das über die Brücke ging, drey Pfennige zu fordern. Die Erben traten es ihm ab, und bekamen deßwegen für die Mühle 200 Rthlr. mehr, als sie eigentlich werth war. Da fragt es sich nun: hat der gegenwärtige Besitzer der Mühle wohl ein Recht, den Pferden, die über die Brücke gehn, drey Pfennige abzufordern?

B. Das versteht sich von selbst. Er hat ja die Gerechtigkeit an sich gekauft.

V. A. Da sind wir einerley Meynung. Aber ists denn nicht eben so mit dem Edelmanne? der hat auch

auch die Gerechtigkeit, Frohndienste von den Bauern zu fordern, vom vorigen Gutsbesitzer gekauft. Es kommt nun darauf an, daß wir herausbringen, ob der erste Besitzer des Guts das Recht gehabt habe, von den Bauern Frohndienste zu verlangen? Er vertheilte, wie ich schon gesagt habe, einen Theil des Landes, das ihm war geschenkt worden, wieder an die Bauern. Das war doch wohl nicht Unrecht?

B. Das wohl nicht.

V. A. Nun verlangte er aber von den Bauern, daß sie ihm dafür jährlich Zinsen, theils an Gelde, theils an Getraide, theils an Arbeiten entrichten sollten. War denn etwa das Unrecht?

B. Ey, wenn er das Land weggeben wollte, so konnte er es ja thun, ohne etwas dafür zu verlangen.

V. A. Das ist nun freylich wahr. Wenn ich z. E. hundert Thaler übrig habe, und ein anderer ehrlicher Mann hat sie nöthig, so kann ich sie ihm schenken. Das ist wahr. Wenn ich sie ihm nun aber unter der Bedingung gäbe, daß er mir jährlich 4 oder 5 Rthlr. davon Zins geben soll, thue ich denn da Unrecht?

B. Unrecht nicht.

V. A. Das ist ja nun eben so mit dem ersten Besitzer des Edelguts. Der konnte freilich sein Land geradezu verschenken. Er wollte es aber nicht, und verlangte davon Zins. Hätte er zu viel gefordert, so brauchten es ja die Bauern nicht anzunehmen. Weil

sie

sie es aber annahmen, so gestunden sie ja ein, daß sie es für billig hielten, die geforderten Abgaben, es mogten nun Erbzinsen, oder Frohndienste seyn, dem Edelmanne zu entrichten.

B. Das mag nun seyn, wie es will. Sind aber unsere Vorfahren Narren gewesen, so sind wir es deßwegen nicht. Wenn nun wirklich unsere Vorfahren das Land vom Edelmanne, unter der Bedingung bekommen haben, daß sie Frohndienste thun sollen: so sind ja schon so viele Frohndienste geschehen, daß das Land zehnmal bezahlt ist. Das kann doch mit dem Frohndienste nicht ewig so fortgehen. Es muß doch einmal ein Ende damit nehmen?

V. A. Hum! Das ist ein bedenklicher Einwurf. Weil wir aber einmal von der Sache sprechen, so müssen wir sie doch aufs Reine bringen. Sagt mir doch lieben Leute, wer ist denn der Reichste unter euch?

B. Darüber brauchen wir nicht lange zu deliberiren, das ist unser Herr Schulze.

Schulze. Ha! ha! ha! sie schreyen mich immer für reicher aus, als ich bin.

V. A. Dem sey nun, wie ihm wolle, er ist doch der Reichste im Dorfe, hat auch wohl Capitale?

Sch. Etwas weniges.

V. A. Wenn nun sein Großvater an den Edelmann 1000 Rthlr. geliehen, und dieser ihm dafür ein Stück Wald oder Wiese verpfändet und versprochen hätte, von dem Capitale jährlich 50 Rthlr. zu

ge-

geben, und der itzige Besitzer des Guts wollte sagen, was gehen mich meine Vorfahren an? ich bezahle keine Interessen mehr — wäre er damit wohl zufrieden?

Sch. Ey gehorsamer Diener! Wer das Grundstück annimmt, das mir verpfändet ist, der muß auch die Zinsen entrichten, die drauf ruhen.

V. A. Das ist nicht mehr als billig. Wenn das gelten sollte, daß die Erben des Schuldners nicht in die Schuld treten, keine Zinsen entrichten wollten, so wäre es ja um allen Credit gethan. Wer wollte denn da noch sein Geld an den andern verleihen? Aber — ists denn nun mit euch und dem Edelmanne nicht eben so? Das Land, das der erste Besitzer dieses Edelguts den Bauern gab, das gab er ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm dafür Erbzinsen oder Frohndienst entrichten sollten. Es blieb ihm also gleichsam verpfändet. Wenn ihr nun die verpfändeten Grundstücke besitzet, müßt ihr denn nicht auch davon die Zinsen entrichten, die darauf ruhen? die Zinsen mögen nun im Gelde, oder im Getraide, oder in Frohndiensten bestehen, das ist am Ende alles einerley.

B. Und das nehme er mir nicht übel, das ist nicht einerley. Wenn ich weiß, daß ich fünf Thaler Geld, oder einen Scheffel Waizen zu entrichten habe: so richte ich mich darauf ein, spare da und dort etwas, arbeite desto fleißiger; wenn hernach die Zeit zum Bezahlen kommt, so ists da, was ich zu entrichten habe. Mit den Frohnen ists aber eine ganz andere Sache.

Da mag der Henker eine ordentliche Einrichtung machen. Heute habe ich z. E. Weizen gebunden, es ist gut Wetter, ich mache Anstalten, daß er den andern Tag soll eingefahren werden, pump, da läßt der Edelmann zur Frohne gebieten. Mein Weizen bleibt liegen, den dritten Tag fällt Regen ein, und mein Weizen verdirbt. Dem Edelmanne schaffe ich etwa einen Gulden Nutzen, und ich leide einen Schaden von 30 bis 40 Thalern. Ist das auch erlaubt? He? Und glaubt er denn, daß wir unter solchen Umständen alles so gut machen, als wir könnten? Das glaube er nur nicht; Frohnarbeit ist eine schändliche Arbeit. Man thut alles mit Verdruß und Widerwillen; vier Frohnbauern thun nicht so viel, als ein Tagelöhner. Darauf kann er sich verlassen! Ist denn nun ein Geldzins und Frohndienst einerley? He?

V. A. Ihr habt Recht, lieben Leute.

B. Da sieht er es ja! und also ist doch das Beste, wir rücken morgen —

V. A. Doch nicht bey den Edelmann, um ihm die Frohndienste aufzusagen?

B. Und warum nicht?

V. A. Weil es Unrecht wäre. Der Edelmann hat nun einmal, wie ihr mir selbst zugegeben habt, das Recht, von euch Frohndienste zu verlangen. Wenn ihr sie nun ihm gerade zu aufsagt, so thut ihr ja Unrecht. Ich will euch einen guten Rath geben. Wie wäre es denn, wenn ihr den Edelmann bätet, daß er

die

die Frohndienste in Geldzinsen verwandelte? Ein guter Hauswirth kann ja itzo sein Land weit besser als sonst benutzen. Er kann jährlich ein Stück mit Klee besäen, und dadurch seinen Viehstand vergrößern, er kann die Mistjauche und viele andere Dinge, die man sonst wegschüttete und wegwarf, zur Düngung benuzzen. Wenn die Frohndienste wegfallen, so könnt ihr euer Land besser bearbeiten. Wie leicht muß es euch alsdann seyn, das Geld für die Frohndienste aufzubringen!

B. Das läßt sich hören! Was meynt ihr dazu, ihr Nachbaren?

Alle. Lieber wollen wir Geld geben, als frohnen.

Und also, sagte der Sprecher der Bauern, dächte ich, wäre das Beste, wir rückten dem Edelmanne ins Quartier —

V. A. Ho! ho! vergeßt doch nicht, lieben Leute, daß ihr mir versprochen habt, wir wollten nicht Unrecht thun! Nun hat ja der Edelmann das Recht, Frohndienste zu fordern, wenn ihr sie ihm nun gerade zu aufkündigt, und sagt, ihr wolltet ihm, statt der Frohndienste, Geld geben, so thut ihr ja Unrecht. Wenn ich jemanden ein Capital unter der Bedingung leihe, daß er mir die Zinsen in Louisd'or bezahlen soll, und das fällt ihm zu schwer. Wäre es nun wohl recht, wenn dieser mir ins Quartier rücken, und fordern wollte, ich sollte die Interessen in Laubthalern annehmen? Herr Schulze, was meynt er dazu?

Sch. Was versprochen ist, muß gehalten werden.

V. A. Nothwendig. Nun haben aber eure Vorfahren versprochen, daß sie die Zinsen von den Gütern, die sie besitzen, in Frohnen entrichten wollten, da, dächte ich, müßten diejenigen, die itzo ihre Güter besitzen, es auch halten.

B. Hum! Da sollten wir also ewig fort frohnen? Das ist ein schlechter Rath.

V. A. Nicht doch! ich sage ja nur, daß ihr kein Recht habt, von dem Edelmanne geradezu zu fordern, daß er, statt der Frohnen, eine Abgabe an Geld annehme! Könnt ihr denn nicht darum bitten? Kurz von der Sache zu kommen! sagt mir einmal, was für ein Mann ist denn euer Edelmann?

B. Hum! Was sollte es für ein Mann seyn! er ist in seinen besten Jahren, hat ein braunes Haar, trägt einen grünen Rock —

V. A. Das will ich ja nicht wissen. Sagt mir doch nur, wie behandelt er denn seine Bauern?

B. Was das anbetrifft, so können wir eben keine Klage über ihn führen. Er wäre der beste Herr, wenn nur eins nicht wäre.

V. A. Und was denn?

B. (heftig) Die Neuerungen! Immer bringt er was Neues auf, wovon unsere Väter und Großväter nichts gewußt haben, und das taugt nichts!

V. A. Was hat er denn zum Exempel für Neuerungen gemacht?

B. Damit könnte man eine Kuhhaut beschreiben. In die Kirche will er ein neues Gesangbuch einführen, in die Schule hat er das Noth- und Hülfsbüchlein, und Seilers Lesebuch für den Bürger und Landmann, gebracht, turbirt uns Jahr aus Jahr ein, daß wir Klee bauen, die Stallfütterung einführen sollen, und was dergleichen Zeug mehr ist. Wozu ist das? die Neuerungen taugen nun ein für allemal nichts, das Alte ist das Beste, dabey bleibe ich.

V. A. Wenn alles Alte gut ist, so ists auch der Teufel, der älter ist als unsere Väter und Großväter. Die Bibel nennt ihn ausdrücklich den alten Drachen.

(Alle Bauern lachten)

V. A. Und wenn alle Neuerungen nichts taugen sollten, so taugte ja die christliche Religion auch nichts.

B. Herr rede er nicht zu viel!

V. A. Es ist ja aber doch wahr! die christliche Religion ist ja auch eine Neuerung.

B. Was schwatzt er da! Unsere Väter und Großväter sind fromme Christen gewesen — und die christliche Religion sollte eine Neuerung seyn?

V. A. Das ist sie allerdings. Die alten Deutschen waren alle Götzendiener. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so geht nur einmal nach Sondershausen,

sen, da könnt ihr noch mit euern eignen Augen den garstigen Götzen Büstrich sehen, den unsre Vorfahren angebetet haben. Ist also die christliche Religion nicht eine Neuerung?

B. Sonst mag sie es gewesen seyn, aber itzo ist sie doch alt.

V. A. Das ist wahr. Aber wenn alle Neuerungen nichts taugen, so taugte ehedem die christliche Religion auch nichts, und die alten Schnurbärte, die Schriftgelehrten und Pharisäer, thaten ganz recht, daß sie sich der Neuerung widersetzten, und unsern Heyland, den Erzneuerer, der ein neues Testament machte, und sagte: siehe ich mache alles neu, creuzigen ließen.

B. Ey vergesse er seine Rede nicht! wir sprechen nicht von der christlichen Religion, sondern vom neuen Gesangbuche, vom Noth- und Hülfsbüchlein, von der Stallfütterung und dergleichen Sachen mehr.

V. A. Nicht doch! wir sprechen von Neuerungen. Laßt es aber gut seyn! Nur eine Frage, lieben Leute, hernach lege ich mich nieder. Seyd ihr denn der Meynung noch, daß die Frohndienste abgeschafft werden sollen?

Alle. Abgeschafft! Abgeschafft! wir frohnen schlechterdings nicht mehr!

V. A. Das ist ja aber eine Neuerung? Eure Väter, Großväter und Urgroßväter haben ja, wie ihr selbst sagt, gefrohnet.

B. Das

B. Das ist ein Tausendsappermenter! mit dem wird man nicht fertig.

V A. Ey mögt ihr mich einen Tausendsappermenter nennen, oder wie ihr wollt, ihr werdet am Ende doch einsehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der es mit euch herzlich gut meynt. Morgen gehe ich zum Edelmanne und spreche mit ihm. Weil er die Neuerungen liebt, so wird er sich gewiß auch die Neuerung, wegen Abschaffung der Frohndienste gern gefallen lassen. Wenn er aber an den alten Gesangbüchern und andern alten Dingen mehr hienge, so würde er vermuthlich auch an den alten Frohndiensten hangen. Itzo schlaft wohl! Herr Wirth, wo ist meine Streu?

Der Wirth brachte uns hierauf in eine Kammer, wo er uns eine Streu bereitete, auf welcher wir sehr sanft einschliefen.

Siebentes Kapitel.

Herr von Assof tritt seine Advocatur an.

Den folgenden Morgen besuchte mein Herr den Edelmann, der ein gar artiger gefälliger Mann war, sprach mit ihm über allerley, und lenkte am Ende das Gespräch auch auf die Frohndienste. Sollten Sie, fragte er ihn, auch wohl viel Vortheil von den Frohndiensten haben?

E. Gar vielen Vortheil eben nicht, aber Verdruß genug. Der Frohndienst wird immer mit Widerwillen gethan, und Arbeit, die mit Widerwillen geschieht, bringt oft mehr Schaden, als Nutzen.

V. A. Da wundert es mich aber, daß Sie die Frohndienste nicht ganz abschaffen, und lieber in eine Abgabe an Gelde verwandeln?

E. Das hätte ich längst gern gethan, ich fürchte aber nur den Verdruß.

V. A. Was für Verdruß? sollten denn die Bauern nicht lieber eine Abgabe an Gelde entrichten, als frohnen?

E. Lieber Herr von Assof, Sie kennen unsere Leute noch nicht. Immer gibts unter ihnen unruhige Köpfe, die die andern gegen den Edelmann aufwiegeln, und sie überreden, er suche sie zu unterdrücken. Wenn man nun eine Einrichtung zu ihrem Besten treffen will, so werden sie stutzig, glauben, man habe böse Absichten dabey, und legen der guten Sache Hindernisse in den Weg, wie sie nur können und wissen. Ich kenne, glauben Sie mir, die Pflichten des Edelmannes, ich weiß, daß er der Vater seiner Unterthanen seyn, und für ihr geistliches und leibliches Wohl sorgen muß; ich bemühe mich auch, ohne mich zu rühmen, meine Pflichten, so viel ich kann, zu erfüllen. Aber jeder Schritt, den ich thue, wird mir sauer gemacht.

Herr von Assof glauben Sie mir! wenn ich ein neues A B C Buch einführen will, so muß ich einen

Auf-

Aufstand besorgen. Wollte ich nun die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln, so würde gleich alles zusammen laufen, rathschlagen, und die schlimmsten Absichten vermuthen.

V. A. Das ist traurig. Aber wenn ich nun Ihre Unterthanen dahin brächte, daß sie selbst kämen, und Sie bäten, statt der Frohnen, einen jährlichen Geldzins anzunehmen?

E. Da wollte ich Ihnen dafür danken.

V. A. Dank verlange ich nicht, aber heute noch sollen Sie um diese Gnade gebeten werden.

E. Und da verspreche ich Ihnen, daß Sie sehen sollen, daß meine Versicherungen nicht leere Worte sind.

Mein Herr gieng darauf fort in das Wirthshaus, ließ die Gemeine zusammen kommen, und rieth ihr, gleich mit ihm zum Edelmanne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er doch die bisher gewöhnlichen Frohndienste erlassen, und in Geldzinsen verwandeln möchte; es würde gewiß recht gut gehen, weil er gemerkt habe, daß der Edelmann sehr hierzu geneigt sey. Aber — setzte er hinzu, lieben Leute, so bald ihr anfangt zu drohen, so bald ihr es als ein Recht erzwingen wollt, so thut ihr dem Edelmanne Unrecht, und mit Leuten, die andern Unrecht thun, mag ich schlechterdings nichts zu schaffen haben.

Sie gaben ihm alle die Hand darauf, daß dieß nicht geschehen solle, und nun gieng der Zug gerade nach dem Schlosse zu.

Der Edelmann ließ sie in einen großen Saal führen, trat dann herein und fragte sehr liebreich: nun lieben Leute, was bringt ihr mir denn?

Der Schulze brachte dann den Antrag im Namen der Gemeine vor, der Edelmann ließ ihn ausreden, hernach hielt er ein Redchen, das ich nachgeschrieben habe, und das also lautete:

Meine lieben Unterthanen!

Ich wünsche nichts mehr, als euch alle recht gut, gesund, vernünftig und glücklich zu sehen. Denn ich betrachte euch, wie meine Kinder, und wie kann denn ein Vater unter bösen, ungesunden, unvernünftigen, unglücklichen Kindern zufrieden leben? ich habe deßwegen mancherley für euch thun wollen, ihr habt euch aber immer dagegen gesträubt. Ich ließ für euch gute Kalender kommen, weil in unserm Landeskalender so erschrecklich dummes Zeug steht — ihr nahmt mir aber keinen ab — ich wollte das Preußische Gesangbuch einführen — ihr setztet euch dagegen. Ich schenkte euch das Noth- und Hülfsbüchlein — ihr nahmt es zwar an, aber auf eine Art, daß es schiene, als wenn ihr mir einen großen Gefallen damit thätet; ich führte in die Schule bessere Lehrbücher ein und ihr murrtet drüber. Ich gab euch die besten Worte, daß ihr den Kleebau und die Stallfütterung einführen möchtet — habt ihr denn gefolgt? Längst hätte ich die Frohnen abgeschaft, und in Geldzinsen verwandelt, weil ich sahe, daß sie euch lästig waren, ich mußte ja

aber

aber besorgen, daß ihr deßwegen neue Unruhen anfienget! Ihr wollt nun schlechterdings nichts von Neuerungen wissen. Ich bitte euch aber recht sehr, daß ihr dieß doch recht wohl überlegen möget. Jede Verbesserung ist ja eine Neuerung. Wenn ich also keine Neuerung machen soll, so darf ich auch nichts verbessern. Da bleibts immer bey dem Alten. Hätten eure Vorfahren so gedacht, wie ihr denkt, so hätten sie keine Schulen geduldet, denn vor Alters wußte man von keinen Schulen etwas, die Kinder wuchsen auf, wie das Vieh; die ersten Schulen waren also eine Neuerung. Wenn folglich eure Vorfahren sich eben so gegen die Neuerungen gesetzt hätten, wie ihr, so hättet ihr ja keine Schule, ihr könntet weder lesen, noch schreiben, Barbaren wäret ihr. Wollt ihr denn nun nicht eben so verständig, wie eure Vorfahren, seyn? wollt ihr denn keine Neuerung zulassen? Wie kann ich denn da die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln? das ist ja auch eine Neuerung!

Gnädiger Herr! sagte der Schulze, es giebt in jeder Gemeine störrische und unruhige Köpfe, wenn sie aber die Gnade für uns haben, und statt der Frohndienste eine Abgabe an Geld annehmen — Gnädiger Herr — Sie sollen sehen, daß alsdenn alles besser gehen wird.

Gut, sagte der Edelmann, die Frohnen sind euch erlassen, ihr bezahlt sie mir künftig mit Gelde, heute noch will ich eine Schrift darüber aufsetzen lassen, und

die

die Bedingungen so mäßig machen, daß ihr gewiß damit zufrieden seyn sollt.

Die Bauern stunden wie versteinert da, und wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich sagte der Schulze, wir danken tausendmal — und nun fiengen alle an zu danken, und ihn zu segnen und giengen fort.

Mein Herr gieng mit ihnen, und da er vor das Schloß kam, sagte er: bin ich noch ein Tausendsappermenter?

Ein creuzbraver Mann ist er! antwortete der Schulze.

B. A. Das ist mir doch lieb, daß ihr es einseht, daß ichs gut mit euch gemeynet habe. Wenn man eine Last trägt, die zu schwer wird, so muß man nur nicht toben, wüthen und rebelliren, damit richtet man nichts aus, sondern macht übel ärger. Man muß immer fein ruhig bleiben, und nachdenken, wie man seine Last erleichtern will, so findet man allemal, wo nicht in der ersten Woche und im ersten Jahre, doch gewiß in der Folge der Zeit, die Mittel sich zu helfen.

Sch. Immer geht das doch nicht an. Ich will nun den Fall setzen, unser Edelmann wäre ein gestrenger Herr gewesen, hätte absolut darauf bestanden, daß wir fort frohnen sollten. Was hätten wir thun sollen? wir hätten wahrlich rebelliren müssen.

B. A. Schlecht genug. wenn ihr kein ander Mittel kennt, euch zu helfen, als Rebellion. Was kommt denn bey der Rebellion heraus? Denkt doch dar-

darüber nach! Wer rebellirt, thut Unrecht, weil er andern die Gerechtigkeiten entreißen will, die sie nun einmal haben. Da nun im heiligen Römischen Reiche nicht das Unrecht, sondern das Recht gilt, so verbinden sich alle Potentaten gegen die Rebellen. Was wollen denn diese gegen eine so große Macht ausrichten? Sie wollten nicht mehr frohnen, und rebelliren sich ins Zuchthaus, oder gar an den Galgen, wo sie freylich von allen Diensten und Frohnen frey sind. Seh er, lieber Herr Schulze, der Mensch kann entweder nachdenken, oder nicht. Kann er nachdenken, so findet er bald das Mittel, sich frohnfrey zu machen, ohne daß er rebellirt, und dem Edelmanne das geringste Unrecht thut; kann er dieß aber nicht — nun so ist er auch nichts bessers werth, als daß er frohnet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sch. Wie sollte man es aber anfangen?

B. A. Wer nachdenken kann, fällt von selbst darauf, und wer es nicht kann, der versteht mich nicht, wenn ich auch noch so lange davon spreche.

Achtes Kapitel.

Herr von Assof discurirt über Dank und Undank.

Mein Herr wollte noch weiter reden, wurde aber durch einen Bedienten des Edelmannes auf das Schloß geru-

gerufen. Der Edelmann zeigte ihm die Schrift, die er hatte aufſetzen laſſen, ſie ſprachen leiſe mit einander, und ich verſtand nichts weiter, als, daß mein Herr ſagte: edler würdiger Mann! Sie ſind wahrer Vater Ihrer Unterthanen! Gott wird Sie dafür ſegnen! Leute, die Ihnen Böſes wünſchten, werden für Sie beten, und ihre Erndten werden ergiebiger ſeyn, weil der Acker beſſer bearbeitet wird.

Der Edelmann nöthigte darauf meinen Herrn ſehr, daß er doch mit ihm ſpeiſen, und es hernach mit anſehen ſollte, wie die Bauern die neue Einrichtung aufnehmen würden. Er that es aber durchaus nicht, ſondern reiſete ab.

Aber warum, fragte ich, blieben Sie denn nur nicht bey dem guten Edelmanne? Er bat Sie ja gar zu inſtändig?

V. A. Deßwegen, damit ich mir nicht wollte danken laſſen. Wäre ich geblieben, ſo würde es einen großen Spektakel gegeben haben. Die Bauern hätten mir gedankt, und der Edelmann auch, und das kann ich nicht leiden. Der rechtſchaffene Mann thut Gutes, ſo oft er hierzu Gelegenheit hat, aber wenn es geſchehen iſt, ſo geht er fort, und erwartet weiter keinen Dank.

J. Aber es iſt doch ſo ſüß, wenn uns ein Menſch, dem man Gutes gethan hat, dankt, und die Hände druckt.

B. A. Dieß ist wahr, und ich habe es gern. Aber den öffentlichen Dank mag ich nicht leiden, der macht einen ehrlichen Mann schamroth. Und auch den stillen Händedruck erwarte ich nicht. Denn wenn ich hintrete und ihn erwarte, so ists, als wenn ich mir das Gute, das ich gethan habe, wollte bezahlen lassen, und das ist ja albern. Wenn ich einen Menschen für Bezahlung diene, so sage ich es gerade heraus. Diene ich ihm aber umsonst, so verlange ich auch gar nichts. Erwarte ich keinen Dank, so ärgere ich mich auch nicht, wenn ich keinen bekomme. Denn der rechtschaffene Mann muß auch Gutes thun können, das ihm mit Undank vergolten wird. So handelt Gott, welcher gütig ist über die Undankbaren und Boshaften.

Während dieses Discurses kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir ein schönes, fruchtbares Thal sehen konnten, das mit Dörfern wie besäet war, die im Sonnenscheine recht schöne glänzten. Wir stunden beyde stille und weideten unsere Augen an dem herrlichen Anblicke. Da sieht er, sagte mein Herr, mit seinen eignen Augen, daß Gott gütig ist über die Undankbaren und Boshaften. Wie viele Menschen mögen wohl in diesen Dörfern wohnen, die heute noch nicht an Gott dachten, die ihm noch nicht dankten, für das viele Gute, daß sie von ihm genießen, die wohl zankten und murreten, wann es nicht so gieng, wie sie wünschten! Gleichwohl läßt der gute Gott auf

alle

alle Häuser, Gärten und Felder, seine Sonnenstrahlen fallen. So müssen wir auch handeln, lieber Constant, wenn wir anders des lieben Gottes gute Kinder seyn wollen; wir müssen jedem Menschen beystehen und helfen, wenn wir dazu Gelegenheit haben, auch wenn er uns nicht dafür dankt, wie können wir denn sonst Gott unsern Vater nennen?

Itzo hörten wir in der Entfernung ein dumpfes Zanken und Schreyen, sahen uns um, woher es kommen möge? und bemerkten in der Entfernung einen Trupp Leute, die gar gewaltig lärmten. Was muß es doch da einmal geben? sagte mein Herr, komm er Constant, laß er uns sehen, was diese Leute vorhaben! vielleicht schenkt uns der liebe Gott wieder eine Gelegenheit, wo wir etwas Gutes stiften können!

Wir marschirten tapfer drauf los und hörten, je näher wir kamen, immer deutlicher, daß gewaltig geflucht und geschimpft wurde. Da wir ankamen, sahen wir einen Trupp Bauern, die alle die Stöcke in die Höhe gehoben hatten, und einen andern Bauer, der da mit einen Karren hielt, prügeln wollten. Auf der Erde kniete ein armer kranker Mensch, der gar erbärmlich winselte und immer bat: erbarmt euch doch meiner um Gottes willen! Ich bin ja ein Christenmensch!

Die Bauern hörten aber nicht darauf, sondern sagten zu dem andern, der den Karren hatte, den Augenblick lade den Kerl auf, oder wir schlagen dir Arme

und

und Beine entzwey, und schicken dich mit deinem Bettler zugleich wieder nach Hause.

Neuntes Kapitel.

Des Herrn von Assofs Predigt über die christliche Menschenliebe.

Mein Herr sprang dazwischen und sagte: lieben Leute, was habt ihr denn vor?

B. Da hat uns der infame Spitzbube einen kranken Menschen zugeführt und ihn hier abgeladen, da sollen wir ihn nun warten und pflegen, am Ende stirbt er, und unsere Gemeine bekommt die Begräbnißkosten auf den Hals. Ist das auch erlaubt? Wenn bey euch kranke Leute ankommen, so könnt ihr sie ja auch ernähren und verpflegen, weißt du es?

V. A. Und das von Rechtswegen! der arme kranke Mensch hat bey euch seine Zuflucht gesucht, hat euch um Erbarmung gebeten, ihr habt eure Herzen vor ihm verschlossen, habt ihn zurück gestoßen! ist das auch erlaubt? ist das christlich?

B. Das ist unsere Meynung auch. Drum sagen wir dir ein für allemal, nimm den Kerl wieder auf deinen Karren, oder wir schlagen dich braun und blau.

Erlauben sie mir hochgeneigt, sagte der fremde Bauer, daß ich auch ein Paar Worte sprechen darf.

Ob es Recht ist oder ob es nicht recht ist, daß der arme Mensch hieher geführt wird, das weiß ich nicht. Ich habe ihn aber hieher führen müssen, weil es unser Schulze befohlen hat. Weiter kann ich nicht.

V. A. Da muß auch euer Schulze ein sehr harter Mann seyn.

B. Da hörst du es ja! Ein Wort so gut als zehne, willst du gleich den Kerl wieder aufladen?

V. A. Lieben Leute! nur nicht zu heftig! Hat denn der Schulze, der euch den armen Menschen zugeschickt hat, Recht gethan oder nicht?

B. Wie ein Schurke hat er gehandelt.

V. A. Ich kann es auch nicht billigen. Wollt ihr aber eben so handeln? Der arme Mensch ist nun einmal da, seht, er liegt vor euch auf den Knien, und bittet euch um Erbarmung, wollt ihr ihn denn nicht erhören? wie kann euch denn da Gott erhören, wenn ihr auch einmal in Jammer und Noth kommt, und zu ihm um Hülfe bittet?

B. Ey was da! was da! der Kerl geht uns nichts an. Er gehört nach Grobisleben, da ist er krank geworden, da muß er auch ernährt und verpfleget werden.

V. A. Er kann ja aber auf dem Wege sterben! Wollt ihr das auf euer Gewissen nehmen? wollt ihrs zugeben, daß der arme Mensch in seinen letzten Stunden über euch seufzet? Wenn nun einmal ein Unglück über eure Gemeine käme, wenn eine Feuersbrunst ent-

entstünde! wenn der Hagel eure Felder verwüstete, wie da? was würde euer Gewissen dazu sprechen? würdet ihr nicht mit den Brüdern Josephs sagen: das haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seelen, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht hören; darum kommt diese Trübsal über uns! Da liegt nun euer Bruder vor euch und flehet — ihr seht die Angst seiner Seelen — und ihr wollt ihn nicht hören.

B. Was sollen wir denn nun mit ihm anfangen?

V. A. Gar nichts weiter, als was die Bibel verlangt, die, wie ihr wohl wißt, sagt: Brich den Hungrigen dein Brod, und die im Elend sind, führe ins Haus!

B. Ja wenn wir nur ein Haus hätten, wohin wir ihn führen könnten.

V. A. Das wird sich schon finden. Itzo lieber Freund, ladet sogleich den armen Kranken auf und führt ihn mit ins Dorf!

Erlauben Sie mir hochgeneigt, sagte der fremde Bauer, so weit geht meine Ordre nicht. Meine Ordre besagt nur, daß ich ihn, bis über unsere Grenze bringen soll.

V. A. Wenn ich aber einen Kofre bey mir hätte, und bäte euch, ihn ins Dorf, gegen Erlegung eines halben Guldens, zu führen, würdet ihr dieß wohl thun?

B. Warum denn das nicht?

V. A. Dazu habt ihr ja auch keine Ordre von euerm Schulzen. Gilt denn euch die Ordre des Schulzens mehr, als die Ordre Gottes? Ist denn euch ein halber Gulden mehr werth, als ein Gottes Lohn? Kurz von der Sache zu kommen, wenn ihr nun schlechterdings ein Unchrist seyn, und die Werke der Barmherzigkeit nicht ausüben wollt, so zieht eure Straße. Aber euer Pferd und euren Karren behalten wir hier, und führen den Kranken darauf fort, ihr könnt hernach beydes wieder abholen.

Da bequemte sich denn endlich der hartnäckige Mann, den Kranken aufzuladen, und ihm nach dem Dorfe zu bringen.

Auf dem Wege machten die Bauern noch allerley Einwendungen, einer sagte sogar, denkt an mich! die Gemeine giebts nicht zu! wenn wir mit dem Kranken kommen, so jagt sie uns mit Steinen fort!

Auf einmal wurde es aber stille, da sie einen langen Mann, in einen grauen Oberrocke, mit starken Schritten, auf sich loskommen sahen. Sie flüsterten einander in die Ohren und sagten: er ists! er ists! Das wird eine schöne Hatze (Auftritt) geben.

V. A. Wer ist denn dieser Mann?

B. Es ist unser Herr Pfarrer.

Zehn=

Zehntes Kapitel.

Wie viel doch ein guter Pfarrer ausrichten kann.

Itzo war er da, und war so scharf gegangen, daß ihm der Schweiß über das Gesichte lief. Nu? fragte er, was giebts denn da?

B. Da hat uns die Gemeine zu Grobisleben wieder einen kranken Bettler zugeschickt, und wir haben uns in Gottes Namen entschlossen, ihn aufzunehmen und zu verpflegen, bis er gesund ist, wenn der ehrwürdige Herr nichts dagen hat.

Pf. Ich habe gar nichts dagegen. Es ist mir vielmehr lieb, zu sehen, daß doch meine Pfarrkinder durch die That beweisen, daß sie Jünger unsers Heilandes sind. Denn ihr wißt wohl, was er einmal sagte: dabey, nicht bey dem Glaubensbekenntnisse, sondern, dabey wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Ich bin erschrocken, daß mirs in allen Gliedern liegt, da man sagte, ihr wolltet den armen Menschen wieder fortschicken, wolltet ihn nicht aufnehmen; das wäre doch schrecklich gewesen!

B. Geben Sie sich nur zufrieden, ehrwürdiger Herr! Sie sehen ja, daß wir ihn aufnehmen. Wenn wir nur wüßten, wohin wir ihn thun sollten?

Pf. Ich habe schon Rath geschafft. Da steht ja das Schrödersche Haus leer, in dieß kann er einstwei-

len geschafft werden. Die alte Anne Sabine wird ihn gerne warten, wenn sie täglich etliche Groschen bekommt, und ein Paar Schütten Stroh und wenigstens ein alter Mantel zur Bedeckung, ist auch leicht beyzuschaffen. Das wenige Essen, was so ein armer Mensch täglich braucht, ist ja eine Kleinigkeit.

B. Wo soll aber das Geld herkommen? ich glaube in unsrer Casse sind kaum 18 Groschen vorräthig.

Pf. Das bringt wahrhaftig wenig Ehre, daß so eine ansehnliche Gemeine, die 50 Häuser hat, nicht so viel in ihrer Casse aufzeigen kann, als mancher Gänsehirte. Aber woher kommts? ihr habt keinen Gemeingeist. Da scharrt nur jeder für sich zusammen, aber auf das allgemeine Beste denkt niemand —

Die Bauern schwiegen ganz stille, und wir kamen ins Dorf, ohne ein Wort zu wechseln. Da wir ankamen, fielen alle Leute an die Fenster, der Herr Pfarrer kehrte sich aber nicht daran, sondern ließ den Kranken sogleich ins Schrödersche Haus bringen, wo für ihn schon ein Bette bereit stund, und die Anne Sabine gegenwärtig war, um ihre Dienste anzutreten. Da der Kranke auf sein Lager kam, hob er die Hände in die Höhe und sagte: Gott! Gott! ich danke dir, daß du mein Gebet erhöret hast. Nun fühlte ihm der Herr Pfarrer nach dem Pulse, besahe seine Zunge, erkundigte sich, ob er Appetit zum Essen? ob er offenen Leib habe? und da er alles untersucht und erfahren hatte, verordnete er, daß man ihm sogleich einen Fliederthee machen sollte. Da

Da dieß geschehen war, sagte er dem Nachtwächter, daß er in alle Häuser gehen, und sagen sollte, wer den Herrn Pfarrer lieb hätte, der möchte um 3 Uhr vor seine Thür kommen, und einen Vortrag mit anhören.

Und nun erst wendete er sich zu meinem Herrn und sagte: darf ich wissen, wer Sie sind?

B. A. Ich bin ein Reisender, der mit seinem Bedienten hierher kam, und begierig war, den Ausgang zu sehen, den dieser Auftritt nehmen würde.

Ich hieng den Kopf zur Erde, da er dieß sagte, und dachte bey mir selbst: dein Herr ist doch ein ganz andrer Mann, als du. Er ist fast allein die Ursache davon, daß dieser arme Mensch gerettet wurde, und rühmt sich dessen nicht einmal. Wenn du das gethan hättest, so würdest du des Rühmens nicht satt werden können.

Werden Sie, fragte mein Herr, nicht einen Arzt kommen lassen, der sich des Kranken annimmt?

Wozu einen Arzt? sagte der brave Herr Pfarrer. Ich bin selbst ein halber Arzt, und stehe den Kranken in meiner Gemeine bey, so gut ich kann. Binnen hier und morgen wird es sich ausweisen, ob die Krankheit gefährlich sey oder nicht? Ist sie gefährlich, so werde ich freylich nach einem Arzte schicken müssen, ist sie es aber nicht, warum soll ich ihn bemühen?

Und nun gieng er fort, und bat meinen Herrn um Verzeihung, daß er sich entfernen müsse,

se, weil er noch allerley für den Kranken zu besorgen habe.

Eilftes Kapitel.

Ein schöner Sermon, welcher besonders für die Herren Schultheißen, Vögte, Heimbürgen erbaulich zu lesen ist.

Um drey Uhr wurde das ganze Dorf lebendig und zog nach der Pfarrwohnung zu. Wir zogen, wie man leicht erachten kann, auch mit. Da sich ein ziemlicher Haufe versammelt hatte, trat der Herr Pfarrer heraus, und hielt folgendes Redchen, welches sich mein Herr von dem Herrn Pfarrer ausbat, und ich abschreiben mußte. Es lautet folgendermaßen:

Lieben Freunde.

Da haben uns die Erobisleber wieder einen kranken Menschen zugeschickt, und haben nicht recht daran gethan. Da er bey ihnen war krank geworden, so war es ihre Pflicht, sich seiner auch anzunehmen. Wenn ihr nach dem strengsten Rechte hättet verfahren wollen, so konntet ihr ihn wieder zurückschicken, das ist wahr. Allein, was vor Menschen Recht ist, das ist deßwegen vor Gott nicht Recht. Der Spruch in der Bibel: Was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan, steht nicht umsonst da, und ist mir immer sehr

wich-

wichtig gewesen. Ich habe mich daher sehr gefreuet, daß ihr die Ehre, einen der geringsten Brüder unsers Heilandes zu erquicken, nicht verschmähet habt. Es wird euch auch zu seiner Zeit vergolten werden, darauf könnt ihr euch verlassen.

Aber, lieben Freunde, wenn man die Brüder Jesu erquicken will, so muß man doch bey Zeiten darauf denken, daß alles zu ihrer Erquickung da sey. Das ist ja aber nicht bey uns. Da dieser arme Mensch ankam, war kein Haus, kein Bette, kein Geld, nichts war da. Wie leicht hätte es geschehen können, daß er in unsern Gränzen hätte ohne Hülfe sterben müssen; und dieß wäre doch wahrhaftig für unsere Gemeine ein großes Unglück gewesen. Denn die Seufzer der Armen, die ohne Erquickung verderben müssen, bringen wahrlich keinen Segen für eine Gemeine. Der ins Verborgene sieht, vergilt öffentlich, schlechte Handlungen so wohl, als gute.

Für diesen armen Menschen ist itzo bereits alles besorgt, und ihr irrt euch sehr, wenn ihr glaubt, daß ich euch habe zusammen rufen lassen, um etwas für ihn einzusammeln. Aber was wollen wir nun thun, wenn wieder ein Mensch bey uns krank wird? ich allein kann doch nicht alles besorgen. Ihr seyd nun fast alle vom lieben Gott so gesegnet, daß ihr euer gutes Auskommen habt, gleichwohl ist die Gemeinkasse so erschrecklich arm, daß sie oft keinen halben Gulden aufbringen kann, und wenn einem Menschen das Leben

damit sollte gerettet werden. Daher ist, seitdem ich bey euch bin, schon so manches vorgefallen, das einer Gemeine wahrhaftig keine Ehre bringt. Da z. E. vor zwey Jahren die Wernerin starb, war es euch denn möglich, ihre Kinder zu versorgen? Mußte ich sie nicht nach der Stadt ins Waisenhaus bringen? Da sind nun die armen Kinder drinne, bekommen von der schönen Natur nichts zu sehen, starren von Krätze; und ihre Mutter war doch so eine rechtschaffene Frau, der niemand etwas Böses nachreden konnte. Und unser armer alter Tobias, der es sich sein Lebelang so sauer werden ließ — muß nun im Alter Noth leiden, und sein Brod vor den Thüren suchen. Ist das nicht Schande für eine Gemeine? Vor drey Jahren, da einige Häuser abbrannten, mußten die Abgebrannten das Geld zur Aufbauung ihrer Häuser zusammen betteln; und da die Schule sollte gebauet werden, ließt ihr eine Collecte sammeln. Müssen Auswärtige nicht glauben, unser Dorf würde von lauter Bettlern bewohnt? die Schenke ist in Gefahr einzustürzen, durch das Brauhaus könnt ihr wegsehen, und wenn ein neues Brauhaus oder eine neue Schenke soll gebauet werden, so werdet ihr ja auch wohl wieder das Geld dazu zusammen betteln lassen müssen.

Da gebe ich euch nun zu überlegen, ob das nicht Schande für unsere ganze Gemeine ist! aber woran liegts? bloß daran, daß ihr nicht hinlängliche Einkünfte für eure Gemeinkasse habt. Ein guter Hauswirth

muß

muß immer Geld im Beutel, immer eine kleine Summe vorräthig haben, damit er sich, zur Zeit der Noth, retten, oder bey Gelegenheit einen Vortheil machen kann. Wie viel mehr eine ganze Gemeine!

Das ist wohl ganz gut, antwortete einer von den Bauern, aber woher soll man etwas nehmen, wo Nichts ist?

Aus eurem Kopfe. Wenn ihr euern Verstand brauchen, und über die Sache nachdenken wollt: so wird es euch leicht seyn, eurer Gemeinecasse so viel Einkünfte zu verschaffen, daß unser Dorf das beste und ansehnlichste im ganzen Lande werden muß. Ueberlegt doch die Sache mit einander.

Da er dieß gesagt hatte, kehrte er sich um, und gieng in seine Wohnung zurück. Mein Herr folgte ihm nach und sagte: Sie hatten wohl ihre besondern Ursachen dazu, daß sie keine Vorschläge thaten, wie die Gemeine die Einkünfte zu ihrer Gemeinekasse vermehren könnte.

Freilich hatte ich diese, antwortete der Pfarrer. Wenn man den Menschen dahin bringen will, daß er etwas thun soll, so muß man es so einzuleiten wissen, daß er von selbst darauf fällt, oder wenigstens glaubt, darauf gefallen zu seyn. Dann greift er die Sache mit Ernst an. Thut man ihm aber Vorschläge, so versteht er sie entweder nicht, oder will sie nicht verstehen. Denn der Mensch ist nun einmal so, er thut lieber seinen eigenen, als eines andern Willen. Gelingt

lingt es mir, daß meine Gemeine selbst auf Mittel fällt, ihrer Gemeinekasse aufzuhelfen, so habe ich gewonnen Spiel.

B. A. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch etwas einwende. Ists nicht zu viel gefordert, das Bauern selbst auf solche Mittel fallen sollen?

Pf. Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Es ist bereits Veranstaltung gemacht, daß sie darauf fallen müssen.

B. A. Ich lerne immer gerne mehr. Wollten Sie mich wohl mit den Veranstaltungen bekannt machen, die Sie getroffen haben?

Pf. Das kann ich wohl. Unsere Gemeine hat so vielerley Mittel, eine öffentliche Casse zu errichten, daß es ihr sehr leicht seyn müßte, in wenigen Jahren eine Einnahme von einigen hundert Thalern zu haben. Und diese Mittel haben im Grunde alle Gemeinen, wenn sie sie nur kennten, wenn sie nur nachdenken gelernt hätten. Itzo will ich sie nur auf eins aufmerksam machen, das ist das Bierbrauen. Seitdem unser Dorf steht, ist hier so ein abscheuliches Bier gebrauet worden, das fast gar nicht trinkbar war. Alle Reisende vermieden unsern Ort, wenn es nur einigermaßen möglich war, damit sie nur dieß abscheuliche Bier nicht trinken durften. Itzo habe ich aber einen Mann ins Dorf bekommen, der einige Jahre als Soldat diente, nebenher aber auch Bier brauen half. Dieser versteht es vollkommen, ein recht gutes Bier zu brauen. Ich

habe

habe ihn abgerichtet, und morgen meldet er sich bey der Gemeine als Schenkwirth, verspricht ihr noch einmal so viel Pacht, als sie sonst bekommen hat, unter der Bedingung, daß er die Kanne Bier um einen Pfennig theuerer, als bisher, verkaufen dürfe. Wird der Vorschlag angenommen, so hat die Gemeine gleich 40 Gulden mehr Einnahme als bisher. Dieß ist der Anfang. Der Fortgang wird hoffentlich noch weit besser werden. Wenn man nur einmal einsieht, wie viel man durch einen einzigen guten Einfall gewinnen kann, so wird man gewiß Lust bekommen, mehr auf gute Einfälle zu denken.

Zwölftes Kapitel.

Was dieser Sermon für Wirkung gehabt hat.

Der Herr Pfarrer wollte weiter reden, wurde aber durch ein Paar artige junge Eheleute unterbrochen, die itzo in die Stube traten.

Grüße Sie Gott, ehrwürdiger Herr! sagte der Mann. Ich habe mich gefreuet, daß Sie doch die Liebe für unsere Gemeine haben, und für eine Gemeinekasse Sorge tragen. Ich habe die Sache mit meiner Frau überlegt, und wir haben einen Einfall gehabt, wie wir auch etwas dazu beytragen könnten.

Pf. Das soll mir recht lieb seyn. Und wie heißt denn der Einfall?

B. Sie wissen doch das Simsenfleck, hinter dem Kirchhofe, rechter Hand am Grobisleber Wege?

Pf. Das kenne ich recht gut.

B. Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, dieß Fleck ist weder Menschen noch Vieh etwas nütze. Da wollte ich nun die Gemeine bitten, daß sie mir dieß Fleck zuschreiben ließe. Hernach wollte ich es mit Erlen bepflanzen, und der Gemeine einen Erbpacht davon geben. In den ersten fünf Jahren könnte ich freilich nichts davon zahlen, weil ich nichts als Arbeit und Mühe, aber keine Einnahme davon hätte. Nach fünf Jahren aber wollte ich jährlich 2 Rthlr. und nach 10 Jahren jährlich 5 Rthlr. davon Pacht geben. Es ist freylich nicht viel, aber es ist doch etwas, und wie gesagt, das Fleck, wie es itzo ist, nützt weder Menschen noch Vieh etwas.

Der Herr Pfarrer freuete sich, versprach den folgenden Tag den Boden des Simsenfleckes zu untersuchen, und, wenn er ihn gut für die Erlen fände, sein Möglichstes zu thun, daß er es von der Gemeine erhielte. Die jungen Leute freueten sich auch herzlich darüber, und die Frau gab ihrem Manne die Hand darauf, daß sie ihm redlich helfen wollte, Graben ziehen und Erlen pflanzen.

So bald sie fort waren, war der Herr Pfarrer fast außer sich vor Freuden. Es geht gut, sagte er, Herr von Assof, denken Sie an mich. Wenn ich erst so glücklich bin, meine Gemeine dahin zu bringen, daß

sie

sie nachdenken lernt, dann wollen wir Dinge möglich machen, über welche unsere Nachbaren erstaunen sollen. Bisher sind die Leute in meinem Dorfe bloß zum Glauben angeführt worden, und darin haben sie es freylich weit gebracht. Sie glauben nicht nur alles, was in der Bibel steht, sondern auch vieles, was sich nicht darinne befindet. Mit dem Glauben allein ists nicht ausgemacht: deßwegen gebe ich mir alle Mühe, sie auch zum Nachdenken zu bringen.

Mein Herr gieng nun fort, druckte dem Herrn Pfarrer die Hand, und bat ihn, ihm den andern Tag nach Schurrfeld, wo er übernachten würde, zu melden, wie die Sache abgelaufen sey.

Dreyzehntes Kapitel.

Herr von Assof giebt Unterricht in der Zauberey.

Auf dem Wege begegneten wir einem ältlichen Manne, der mit uns bis nach Schurrfeld gieng.

Da wir bey ein steinernes Kreuz kamen, stund er stille, lächelte und sagte: wer hätte, was unter diesem Kreuze liegt, der wäre glücklich!

B. A. Und was ist das?

Fremder. Ein Schatz, von wenigstens einer Tonne Goldes.

B. A. Das ist viel. Wenn er dieß aber weiß, war-

warum wollen wir denn vorbey gehen? Wäre es nicht besser, daß wir uns an das Werk machten, und den Schatz zu heben suchten?

Fr. Ich bin dabey. Können Sie aber auch die Geister beschwören?

V. A. Das kann ich freylich nicht. Wozu aber dieß? Wenn unser Geist klug genug ist, wollen wir den Schatz schon bekommen. Wozu brauchen wir die Hülfe anderer Geister?

Der Fremde blieb dabey, wenn man die Geister nicht beschwören könne, so wäre man auch nicht im Stande, Schätze zu heben, weil alles Metall, das unter der Erde läge, in der Geister Gewalt wäre. Er sprach hierauf noch vieles von Zaubern, Festmachen, Heckmännchen u. d. g. Mein Herr suchte ihn alles aus dem Sinne zu reden, aber umsonst, er blieb dabey, es gäbe magische Kräfte, die der Mensch kennen müsse, wenn er auf der Welt sein Glück machen wolle. Endlich fragte er? Glauben Sie denn auch nicht, daß es Leute giebt, die machen können, daß ein anderer auf der Stelle stehen bleiben muß, wo man will, ohne sich fort bewegen zu können?

Bey dieser Frage blieb mein Herr ein Paar Minuten gedankenvoll stehen, hernach sagte er: lieber Freund, ich sehe wohl, daß ich mit einem Manne zu thun habe, der ein redliches Verlangen hat, die magischen Kräfte näher kennen zu lernen. Ich halte es also für Pflicht, ihm, nach meinen wenigen Kräften,

nütz-

nützlich zu seyn. Ich will es ihm im Vertrauen sagen, daß ich so ziemlich über das Geisterreich gebieten kann.

Der Fremde machte schrecklich große Augen, da er dieß hörete, hernach schlang er den Arm um meinen Herrn und sagte: Mann Gottes!

Thue er mir nicht zu viele Ehre an, lieber Freund, sagte mein Herr, ich bin nur ein unwürdiges Werkzeug in Gottes Hand.

Mann Gottes! fuhr der Fremde fort, diese Sprache kenne ich schon. Diese Sprache der Demuth haben alle hocherleuchtete Männer geredet! Wollen Sie nicht einen Funken Weisheit einem armen Unwürdigen zukommen lassen? Mann Gottes! ich beschwöre Sie! Mann Gottes! lassen Sie mich nur einen Blick in ihre Geheimnisse thun!

B. A. Das ist meine Schuldigkeit, redlichen Seelen zu dienen, die Durst haben, in die Geheimnisse einzudringen. Aber Geduld ist nöthig.

Fr. Geduld? diese habe ich.

B. A. Gut! so will ich ihm denn nach und nach zeigen, was ein Mensch vermag, der die magischen Kräfte kennt. Morgen mache ich den Anfang damit, daß ich einen Menschen so banne, daß er sich nicht von der Stelle bewegt.

Fr. Das wollen Sie?

B. A. Das will ich. Es ist aber dazu ein kleines Opfer von einem Laubthaler nöthig. Dergleichen

Operationen lassen sich, wie er wohl weiß, nicht machen, ohne Opfer zu bringen.

Fr. Das weiß ich sehr wohl, und bringe dieß Opfer mit Freuden. Mann Gottes! hier ist ein Laubthaler!

Der Fremde that darauf noch eine Menge Fragen, die mein Herr aber alle unbeantwortet ließ. Endlich sagte er heftig: ein wirklich erleuchteter Mann spricht nicht viel, sondern handelt. Sehe er mich handeln, dann urtheile er.

Der Fremde, da er dieß hörete, schlug die Augen nieder, und sagte kein Wort mehr.

Und ich sagte auch kein Wort mehr, wußte aber gar nicht, was ich von meinem Herrn denken sollte, den ich bisher immer für einen sehr vernünftigen und rechtschaffnen Mann gehalten hatte. Ich sah ihn bedenklich an, er that aber nicht, als wenn er es bemerkte, sondern gieng seinen Weg fort, und sprach gar nichts mehr.

Des Abends genossen wir zusammen eine mäßige Mahlzeit, mein Herr entfernte sich etwa eine Viertelstunde, hernach begaben wir uns zur Ruhe.

Vor vier Uhr noch weckte uns mein Herr und sagte, wenn wir sehen wollten, wie weit seine Kenntniß der magischen Kräfte gehe, so sollten wir ihm folgen. Wir thaten es. Da wir an die Hausthür kamen, sagte er uns, daß wir kein Wort sprechen dürfen, dann mußten wir rücklings hinausgehen. Mir lief es eiskalt

kalt über die Haut, da ich es that, und es kam mir vor, als wenn sich schon Geister näherten, die allerley Spektakel anfangen wollten.

Mein Herr führte uns auf einen Hügel, von dem wir die Landstraße übersehen konnten, und blieb da stehen.

Eine halbe Viertelstunde mochten wir wohl da gestanden haben, als wir einen Fuhrmann mit einem schwer bepackten, mit vier Pferden bespannten Karren, kommen sahen. Kaum erblickten wir ihn, so gab uns mein Herr einen ziemlich derben Schlag auf die Achseln, und zeigte mit den Fingern nach ihm hin. Wir sahen begierig nach ihm hin, und warteten, was da heraus kommen würde. Nun machte mein Herr mit seinem Stabe verschiedene Figuren in die Erde, dann hieb er durch die Luft nach allen vier Weltgegenden — auf einmal hielt der Fuhrmann stille, und konnte nicht von der Stelle. Er wollte die Peitsche in die Höhe heben, um die Pferde damit zu schlagen; es war ihm aber, wie wir sahen, unmöglich.

Da wir wohl eine Viertelstunde lang diesen Auftritt mit angesehen hatten, gab uns mein Herr wieder ein Zeichen, daß wir aufmerksam seyn sollten, dann schlug er mit seinem Stabe nach allen vier Weltgegenden hin, und, sobald der letzte Schlag geschehen war, fuhr der Fuhrmann, ohne weitere Hindernisse, fort.

Ich stund da, wie verplüft, der Fremde aber fiel vor meinem Herrn auf die Knie und bat ihn, ihm das Geheimniß zu entdecken.

 Er

Er soll es wissen, sagte mein Herr, merke er auf! Wenn man machen will, daß ein Mensch sich nicht von der Stelle bewege, so muß man folgendes thun.

1. Auf eine Stelle treten, von welcher man den Menschen sehen, und wieder von ihm gesehen werden kann.

2. Auf der Stelle, wo man steht, mit einem Stabe die Worte in die Erde schreiben: Abra Katabra.

3. Mit eben diesem Stabe erst gegen Morgen, dann gegen Abend, ferner gegen Mittag und endlich gegen Mitternacht schlagen.

4. Muß man es mit dem Manne, der sich nicht von der Stelle bewegen soll, vorher verabreden, und ihn, gegen Versprechung einer kleinen Belohnung, dahin bewegen, daß er zu der bestimmten Zeit, an dem bewußten Orte, sich einfinde, wohl Acht habe auf die Bewegungen, die man mit dem Stabe macht, und, so bald der Hieb nach Mitternacht zu geschehen ist, stehen bleibe, und sich anstelle, als wenn er nicht von der Stelle kommen könne.

Fr. Haben Sie es denn auch so gemacht?

V. A. Ey das versteht sich. Ich habe gestern Abends die ganze Sache mit dem Fuhrmanne verabredet, und ihn gegen Versprechung eines Laubthalers dahin gebracht, daß er alles so machte, wie er es gesehen hat.

Fr. Ey das sind keine Künste, das kann ich auch.

V. A. Wenn er es kann, warum hat er es denn nicht gethan? Warum hat er sich denn die Kunst von mir erst lehren lassen?

Fr. So ists nicht gemeynt — Herr! Sie geben mir meinen Laubthaler wieder.

V. A. Nimmermehr.

Fr. Das heißt ja aber die Leute betrügen.

V. A. Gar nicht, es heißt, sie belehren. Ich habe mit diesem Spaße ihm eine sehr große Wohlthat erzeiget. Lieber Freund! er war im Kopfe verwirret, er glaubte an Geistererscheinungen, Geisterbannen, Zaubereyen, Heckmännchen und andere dergleichen Possen mehr. Ich gab mir alle Mühe, ihm seine Irrthümer zu benehmen. Ists nichts wahr, er glaubte mir nicht? Da konnte ich ja nicht anders, ich mußte ihm diesen Spaß machen.

Fr. Ey nehmen Sie es mir nicht übel! das ist ein theurer Spaß. Der kostet mich einen Laubthaler.

V. A. Wenn er durch diesen Spaß klüger geworden ist, so hat er ihn nicht zu theuer bezahlt. Ueber lang oder über kurz würde ein Betrüger gekommen seyn, und ihm versprochen haben, Schätze zu heben, Geister zu bannen, und dergleichen Possen mehr; er würde ihm nicht einen Laubthaler, sondern vielleicht sein ganzes Vermögen abgenommen, und ihn damit klug gemacht haben. Ist es denn nun nicht besser, daß ich ihn nur einen Thaler Lehrgeld geben ließ?

Er mummelte etwas, mein Herr wurde aber heftig und sagte: lieber Freund, wenn er glaubt, daß ich ihm Unrecht gethan habe: so komme er mit mir zu dem nächsten Gerichte, und lasse daselbst den Ausspruch thun. Sagt dieses, daß ich Unrecht gethan habe, will ich ihm, statt dieses einen Laubthalers, zehn wieder geben, und alle Gerichtskosten tragen.

Da schlich sich der Fremde fort.

Ich schlich auch eine Zeitlang neben meinem Herrn her, hernach fragte er mich: glaubt er, daß ich recht gethan habe?

Ich schwieg stille, weil ich wirklich glaubte, mein Herr habe Unrecht.

Also, fuhr er fort, glaubt er doch wirklich, daß ich nicht Recht gethan hätte? hat er nicht gehört, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, diesen armen Menschen von seinen Irrthümern abzubringen? Habe ich damit das geringste ausgerichtet?

Gar nichts, antwortete ich.

Da sieht er ja also, fuhr mein Herr fort, daß dieß ein Mensch ist, der sich schlechterdings durch vernünftige Vorstellungen nicht bessern läßt. Ich mußte also, wenn ich ihn vernünftiger machen wollte, ihn strafen. Wer nicht hören will, der muß fühlen. Entweder er ist nun durch diese Strafe von seiner Thorheit abgebracht oder nicht. Ist er es: so ist der Laubthaler, den er hat zahlen müssen, gar ein geringes Lehrgeld; ist er es aber nicht, nun so wird er nächstens doch ein Bettler, und diesen Laubthaler hätte ihm der erste der beste Betrüger abgenommen. Da

Da konnte ich nun freylich nichts mehr dagegen einwenden, sondern gieng mit meinem Herrn in das Wirthshaus zurück, um daselbst das Frühstück zu genießen.

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Assof discurirt über das Forstwesen.

Mit uns zugleich kam auch ein Jägersbursche, der sich ebenfalls ein Frühstück und ein Glas Brannteweín geben ließ.

Der Wirth, da er es ihm reichte, sagte: wer muß denn das einmal bezahlen?

Der dicke Kromms, antwortete der Jägersbursche lächelnd, den traf ich gerade an, da er eine kleine Fichte umhieb, da ließ ich ihn halt dafür büßen.

Er verzehrte darauf bald sein Frühstück und gieng fort.

Kaum war er fort, so fieng der Wirth an auf ihn zu schimpfen, und sagte: das ist nicht erlaubt, daß man solche Blutigel duldet, die von des armen Unterthanen sauerm Schweiße leben.

Wie machen diese Blutigel es denn, fragte mein Herr, daß sie des armen Unterthanen sauern Schweiß aussaugen?

W. Ja wie es halt die Schurken alle machen! Wenn sie jemanden antreffen, der ein Tännchen oder ein Fichtchen umhauet, gleich sind sie ihm auf den Nakken, und strafen ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

V. A. Weiß er, was ich thäte, wenn ich ein hiesiger Unterthan wäre?

W. Nu? Was denn?

V. A. Ich hiebe kein Tännchen und kein Fichtchen um, dann wollte ich doch sehen, ob mir der Jägersbursche etwas anhaben könnte.

W. Ey was da! Holz und Wild sind Dinge, daran alle Menschen gleiches Recht haben. Warum soll der Mensch gestraft werden, wenn er sich seines Rechts bedient?

V. A. Hum! wer macht ihnen denn hier zu Lande dieß Recht streitig?

W. Der Fürst.

V. A. Und warum denn?

W. Weil er sagt, die Waldung und die Jagd gehörten ihm allein zu.

V. A. Hat er jemanden sein Stück Wald, oder seine Jagdgerechtigkeit mit Gewalt genommen?

W. Nein, das hat er nicht gethan.

V. A. Verkauft er vielleicht das Holz um einen zu theuern Preiß?

W. Das kann ich auch nicht sagen.

B. A. Hält er aber vielleicht zu viel Wild, daß des Unterthanen Felder dabey leiden?

W. Wenn ich das sagen wollte, so müßte ich es ihm im Hasse nachreden.

B. A. Ich merke also wohl, daß sein Fürst zu den guten und gerechten Fürsten gehört, dergleichen wir in Deutschland, Gott Lob! nicht wenige haben. Wenn er nun, Herr Wirth, den Auftrag bekäme, die Sachen anders einzurichten, als sie bisher waren, wie wollte er es wohl anfangen?

W. Ja nu! ich ließe halt jedem die Freyheit, zu jagen und Holz zu fällen, wie er selbst wollte.

B. A. Das läßt sich hören. Auf diese Art wäre der Unterthan auf einmal der Sorge wegen des Brenn- und Bauholzes überhoben.

W. Ey freylich, und dieß sind keine geringe Sorgen.

B. A. Und könnte es sich immer auf den Plätzen hauen, wo es sich am besten abfahren läßt.

W. Allerdings! und dürfte es nicht mit Leib- und Lebensgefahr von den höchsten Bergen herunterholen.

B. A. Es ist wahr, das wäre vortreflich. Weiß er aber, was ich besorge?

W. Und was denn?

B. A. Ich besorge, nach zehn Jahren würde ein schrecklicher Holzmangel einreissen.

W. Aha! darum sey er unbekümmert! Holz wächst Tag und Nacht.

V. A. Das ist wohl wahr. Aber wie lange wächst denn wohl eine Tanne, ehe man sie zu Bau- oder Brennholze zu fällen pflegt.

W. Vierzig bis funfzig Jahre.

V. A. Das ist lange. Wenn nun aber in zehn Jahren alles niedergehauen würde, so müßtet ihr dreyßig bis vierzig Jahre ohne Holz leben. Er sieht also Herr Wirth, mit diesen Vorschlägen ist es nichts. Weiß er keinen andern zu thun?

W. Wenn nun auch das nicht angienge und gienge nicht an: so könnte doch jedem Unterthan sein Theil von der Waldung zugemessen werden.

V. A. Ich sehe nicht, wie dadurch die Sache viel besser wäre. Der ordentliche Hauswirth würde zwar seine Waldung schonen, aber der unordentliche? würde dieser nicht, so oft er Geld brauchte, ein Paar Klaftern Holz schlagen? würde er dadurch nicht seine Waldung ruiniren, und am Ende seinem Nachbar das Holz um einen theuern Preiß abkaufen müssen?

W. Ja da wüßte ich doch einen Vorschlag, der gewiß gut gehen müßte. Man könnte ja jeder Gemeine ein Stück Waldung geben, und diese ließ es forstmäßig behandeln und jedem Nachbar ein gewisses Quantum an Brennholze jährlich zumessen, und verkaufte das Bauholz um einen billigen Preiß. Was meynt er zu diesem Vorschlage?

V. A. Der Vorschlag ist gut, und wenn die Gemeine eine Waldung hat, die so kann angewendet werden,

den, so rathe ich gleich dazu. Wenn diese aber nicht da ist, was ist denn da zu thun?

W. Ey der Fürst hat ja Waldung genug, der müßte jeder Gemeine ein Stück davon hergeben.

V. A. Müßte? Wofür hält er denn den Fürsten?

W. Ey der Fürst ist so gut ein Mensch als ich.

V. A. Darinne hat er vollkommen Recht. Wenn aber der Fürst ein Mensch ist, so muß er nothwendig eben das Recht wie andere Menschen haben. Gesetzt, Herr Wirth, er hätte nun von seinem Vater ein hundert Acker Wald geerbt, und seine Nachbarn hätten gar keinen Wald. Auf sein gutes Gewissen, sage er mir einmal, wie würde es ihm denn gefallen, wenn die Nachbarn sagten: es wäre besser wenn der Wirth je, dem Nachbar ein Stück von seiner Waldung zumessen ließe, der Wirth muß es also thun. Was meynt er dazu?

W. Das thäte ich auf keinen Fall.

V. A. Wie kann er denn also verlangen, daß der Fürst so etwas thun soll? Der Fürst ist ja so gut ein Mensch, wie er, und hat ebenfalls seine Rechte.

W. Wenn ich mir dieß auch gefallen ließe: so ist es doch nicht erlaubt, daß er prätendirt, daß alle Hasen, Hirsche, Rehe und Rebhüner seine gehörten.

V. A. Wem haben sie denn sonst gehört?

W. Allen Bewohnern des Landes!

V. A. Ich glaube es auch. Warum gehören sie denn aber itzo nicht mehr allen Bewohnern des Landes?

W. Ey

W. Ey wer will das wissen!

V. A. Wenn er es also nicht weiß, so müssen ja die Fürsten die Gerechtigkeiten schon sehr lange an sich gebracht haben. Können wir sie ihnen denn wieder nehmen? Wenn dieß gelten soll, so ist kein Recht mehr im Lande; so kann man ja jedem Menschen die Gerechtigkeiten, die sich seine Vorfahren erwarben, streitig machen. Und nun lasse er uns doch überlegen, was dabey herauskommen würde, wenn nun wirklich alle Landesbewohner jagen dürften. Wie viel kostet hier zu Lande ein Hase?

W. Zehen Groschen.

V. A. Nun da belohnt es sich wohl der Mühe, auf die Hasenjagd zu gehen, und es müßte gewiß große Freude seyn, wenn ein Hausvater nach Hause käme, und seiner Familie einen Hasen mitbrächte, den er geschossen hätte. Glaubt er aber wirklich, daß jeder Unterthan einen Hasen bekommen würde, so oft er auf die Jagd gienge?

W. Das glaube ich nicht.

V. A. Ich auch nicht. Es könnte wohl seyn, daß mancher acht Tage lang ausgienge und nichts bekäme. Während dieser Zeit ließe der Ackermann seinen Ackerbau, der Handwerksmann sein Handwerk liegen. Wenn sie nun am Ende einen Hasen mitbrächten, würde dieser wohl so viel werth seyn, als sie unterdessen vernachlässigt haben? Verdient nicht der ärmste Tagelöhner in einer Woche mehr als zehn Groschen?

W. Je

W. Je nun, wenn unsere Leute erst in die Uebung kämen, so würden sie das Schießen schon besser lernen.

V. A. Ganz richtig. Und wenn sie es nun recht gut könnten, weiß er wohl, was daraus entstehen würde?

W. Je was anders, als daß jeder den Haasen, den er auf das Korn bekäme, niederschösse.

V. A. Und wenn nun die Freude vier bis fünf Jahre gewähret hätte, wie hernach? Glaubt er wohl, daß in der ganzen Gegend noch ein Hase würde zu finden seyn?

W. Und warum nicht? Unser Herr Amtmann erzählte einmal, daß unsere alten Vorfahren alle jagten, und doch Wild genug hatten.

V. A. Sein Herr Amtmann hat die Wahrheit geredet. Aber zwischen den alten Zeiten und den unsrigen ist gar ein großer Unterschied. Sonst war fast ganz Deutschland ein dicker Wald, wo sich das Wild verbergen konnte; itzo sind die mehrsten Wälder ausgerottet, und in Gärten und Ackerfeld verwandelt, und die Wälder, die wir noch haben, sind so dünne, daß sich auch nicht leicht ein Wild verbergen kann, zumal, wenn man gute Hunde bey sich hat. Das Wild ist also gar nicht mehr im Stande, sich gegen die Nachstellungen der Menschen zu schützen. Sonst schoß man bloß mit Bogen und Pfeilen; itzo mit Pulver und Bley. Unter diesen Umständen würde, wenn jeder

das

das Recht hätte zu jagen, wie er wollte, nach zehn Jahren gar kein Wild mehr übrig seyn, und ich glaube, es sey doch besser, wenn man einen Hasen für zehn Groschen bekommen, als wenn man gar keinen mehr haben kann. Und so ists mit den Hirschen, Rehen und Rebhühnern ebenfalls. Ich kenne Gegenden, wo es jedem erlaubt ist zu fischen und Krebse zu fangen. Weiß er, was dieses für Folgen gehabt hat? die Leute, die sich auf das Fischen legten, wurden lüderlich, und die Flüsse und Bäche sind so arm an Fischen und Krebsen, daß man sie mit vielen Kosten aus fremden Ländern muß bringen lassen, wenn man welche essen will. Ich kenne Gegenden, wo es jedem, wer will, erlaubt ist, Vögel zu fangen. Diese Erlaubniß wird so gemißbraucht, daß ebenfalls viele Leute ihre Berufsarbeit liegen lassen, dem Vogelstellen nachgehen, und so unvernünftig sind, daß sie die Vögel in der Brutzeit fangen, die Vogelnester zerstöhren, so daß man in diesen Gegenden fast gar keinen Vogel mehr hört noch sieht. So würde es im kurzen auch werden, wenn jedem zu jagen erlaubt würde — das Wild würde ausgerottet werden. Wäre das nicht Schade? itzo, wenn man einen Wildpretsbraten essen will, kann man sich durch seinen Fleiß doch so viel verdienen, daß man ihn zu bezahlen im Stande ist. Wenn aber jeder jagen könnte, wer jagen wollte: so würde man bald kein Wildpret mehr zu essen bekommen, auch wenn man es bezahlen könnte.

Was

Was bin ich schuldig, Herr Wirth?

W. Drey gute Groschen.

V. A. Hier sind sie. Um ihm aber ein kleines Andenken zu hinterlassen, so will ich ihm noch eine gute Lehre geben. Wer in der Welt vergnügt leben will, der muß sich ja hüten, daß er sich die Dinge nicht von der schlimmsten Seite vorstelle, und sich lieber gewöhnen, sie von der guten Seite zu betrachten. Wir wollen z. E. Waldungen und Wild betrachten. Diese machen einem jeden Menschen, der die Dinge von der rechten Seite ansieht, viele Freude. Wenn in einer Gegend ein Wald liegt, ists nicht wahr, so wird sie dadurch verschönert, und man kann seine Augen daran weiden? ja jeder, der in der Nähe wohnt, kann sagen: dieser Wald ist mein! denn warum sollte ich nicht von dem Walde, der neben meinem Dorfe liegt, sagen können: dieser Wald ist mein! ich kann ihn ja benutzen! ich kann meine Augen daran weiden, kann in demselben herum spatziren, mich in seinen Schatten legen, die Vögel darinne singen hören, und Holz daraus bekommen, so viel ich will.

W. Nur mit dem Unterschiede, daß ich Geld dafür zahlen muß.

V. A. Wohl! Aber würde ich denn das Holz ohne Geld bekommen, wenn der Wald wirklich mein Eigenthum wäre? Kostet denn die Aufsicht über den Wald, das Holzfällen und andere Arbeiten, kein Geld? Und wenn ich nicht ganz so viel Vortheil daraus ziehen

hen kann, als der wirkliche Besitzer, so brauche ich dagegen auch mich nicht um ihn zu bekümmern, Aufsicht darüber zu führen, und — darf mich nicht ärgern, wenn die Tännchen und Fichtchen umgehauen werden. So betrachte ich die Waldung, so oft ich sie sehe, und freue mich gar herzlich darüber, freue mich auch, wenn ich ein Reh herausspringen sehe, wenn ich ein Häschen erblicke, das über den Weg läuft. Ist denn das nicht besser, als wenn ich immer denke, den Wald könntest du auch haben! es ist doch nicht recht, daß der Fürst alles hat, und du hast Nichts! Bringe ich mich durch solche Gedanken nicht selbst um alle Freude? Und wenn ich nun gar auch andere Leute dahin zu bringen suche, daß sie sich ärgern — wenn ich ihnen immer sage, es wäre Unrecht, daß die Fürsten die Waldung hätten, es wäre nicht erlaubt, daß man kein Tännchen und kein Fichtchen umhauen dürfe, die Leute, die die Beschädigung der Bäume zu verhüten gesetzt sind, wären Blutigel — verderbe ich denn da nicht auch andern Leuten ihre Freude? Und das ist doch wirklich nicht erlaubt.

Lieber Herr Wirth, man muß einen Unterschied machen zwischen fürstlichen Gerechtigkeiten und fürstlichen Ungerechtigkeiten. Fürstliche Gerechtigkeiten sind Benutzung der Grundstücke, die die Fürsten besitzen, Erhebung mäßiger Abgaben von dem Lande, das sie regieren und beschützen, Ausfertigung solcher Gesetze, die das allgemeine Beste zur Absicht haben. Hierüber

haben

haben wir gar nicht Ursache zu klagen, müssen vielmehr das unsre redlich thun, um diese Gerechtigkeiten zu erhalten. Das ist des Apostels Meynung, wenn er spricht: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen!

Wenn aber ein Fürst den Landesbewohnern ihre Gerechtigkeiten zu schmälern sucht, wenn er z. B. befiehlt, was die Prediger lehren sollen; sich anmaßt, den Druck von Büchern zu verbieten, die nicht nach seinem Sinne sind, Machtsprüche thut, so vieles Wild hält, daß die Felder des armen Landmannes dadurch verwüstet werden, die Gelder, die er vom Lande hebt, verpraßt u. s. w.: so sind dieß fürstliche Ungerechtigkeiten, gegen welche man männlich sprechen, und, wenn man schreiben kann, schreiben muß. Auf solche fürstliche Ungerechtigkeiten zielt wohl der Apostel, wenn er spricht: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Giebts denn solche Ungerechtigkeiten in seinem Lande?

W. Nein, Gott Lob und Dank! davon wissen wir nichts!

V. A. Nun da thut er auch Unrecht, wenn er über die fürstlichen Gerechtigkeiten Klage führt.

Funfzehntes Kapitel.

Die Bauern wollen schlechterdings etwas nicht thun, thun es aber am Ende doch.

Mein Herr wollte noch weiter reden, aber das Rasseln einer Kutsche, welche unter dem Fenster vorbeyfuhr, machte den Wirth so verwirrt, daß er meinen Herrn stehen ließ, sich geschwind umkleidete und die Haare auskämmte. Wo solls hingehen, fragte mein Herr.

Zum Amtmanne, war seine Antwort. Dieser hat uns bey 8 Groschen Strafe gebieten lassen, daß wir, so bald er ankäme, uns auf den Kirchhof versammeln sollten. Wir giengen mit ihm und fanden schon die ganze Gemeine zusammen, die unter einander murmelte, und sich stritt, und einmal über das andere rief: wir thun es schlechterdings nicht!

Itzo erschien der Amtmann, es wurde stille, und er fieng an folgendermaaßen zu reden:

Lieben Nachbaren, ich habe euch bisher immer für kluge und verständige Leute gehalten, und ihr habt euch auch bisher, bey verschiedenen Gelegenheiten, so gezeiget. Ihr fangt an Klee zu bauen, ihr bessert auf eure Kosten an der Landstraße, ihr habt dafür gesorgt, daß gutes Bier gebrauet wird, ihr habt euch nicht geweigert, die Bücher anzunehmen, die ich in die Schule eingeführt habe. Und dabey habt ihr euch

im-

immer, wie ihr selbst wißt, recht wohl befunden. Weil ihr Klee bauet, so befindet sich euer Vieh besser, ihr bekommt mehr Düngung, und euer Land trägt mehr Früchte; weil ihr die Landstraße bessert: so wird sie von den Fuhrleuten mehr besucht, und ihr habt davon mehr Nahrung; weil ihr gutes Bier brauet, so könnt ihr euch auch daran erquicken, wenn es euch den Tag über sauer geworden ist, und, weil ihr gute Bücher in die Schule habt einführen lassen, so werden auch eure Kinder vernünftiger und besser.

Ihr habt auch, im ganzen Lande einen guten Namen bekommen, und da voriges Jahr unser guter Fürst hier durch reiste, so hat er euch, wie ihr alle noch wißt, sehr gelobt, und euch seine lieben, verständigen, ordentlichen Unterthanen genannt. Da seht ihr also, daß sich alles Gute selbst belohnt.

Woher kommts denn nun, daß ihr auf einmal nicht mehr gut seyn, daß ihr eben so unverständig handeln wollt, wie die Bauern vom gewöhnlichen Schlage? Da ist vorgestern der Jude Gerson bey euch gestorben, und man hat mir gesagt, ihr wolltet ihn nicht auf euern Kirchhof begraben lassen. Von der hiesigen Gemeine hätte ich das nimmermehr geglaubt. Sagt nur, ihr lieben Leute, was habt ihr denn für Gründe dazu?

Lieber Herr Amtmann! sagte der Schulze, Sie wissen selbst, daß unsere Gemeine gar nicht störrisch

und eigensinnig ist. Was aber das Begräbniß des Juden betrifft, so kann das nicht statt finden auf unserm Kirchhofe: denn das ist eine Gewissenssache.

A. Und warum denn?

Sch. Weil unser Kirchhof bloß für Christenmenschen bestimmt ist.

A. Zum Begräbniß der Menschen, wollt ihr sagen. Weil nun aber seit etlichen hundert Jahren hier lauter Christenmenschen gestorben sind: so sind auch lauter Christenmenschen dahin begraben worden. Itzo tritt aber der Fall ein, daß ein Jude bey uns stirbt, warum soll denn dieser nicht auch bey uns begraben werden?

Sch. Das wissen Sie ja, Herr Amtmann, besser als ich. Ein Jude ist ja ewig verloren und verdammt, was soll denn dieser unter den Christen?

A. Wem kommts zu, die Menschen zu verdammen?

Sch. Dem lieben Gott.

A. Ganz recht. Also nicht den Schulzen in Schurrfeld, für diesen schickt es sich gar nicht, seine Nebenmenschen zu richten und zu verdammen. Und noch eins Herr Schulze. Weiß er denn gewiß, daß alle Christenmenschen, deren Leiber auf diesem Kirchhofe verfaulen, in den Himmel gekommen sind?

Sch. Das kann ich nicht glauben.

A. Ich auch nicht. Gesetzt also, der Jude Gerson würde wirklich verdammt, so, dächte ich, machte

es

es nicht viel aus, ob ein Verdammter mehr oder weniger auf dem Kirchhofe läge.

Sch. Das hat wohl alles seine Richtigkeit — aber — wir thun es doch nicht.

A. Nun das ist mir lieb, daß ihr es doch so fein gerade heraus sagt. Ich wüßte wohl, wie ich es machen könnte, daß ihr den Gerson doch auf euern Kirchhof müßtet begraben lassen — ich könnte nur Bericht an die Regierung erstatten, und mir eine Compagnie Soldaten, mit aufgepflanzten Bajonetten, zu Leichenbegleitern erbitten, da solltet ihr euch bald fügen. Aber lieben Nachbaren, dabey kömmt nichts heraus. Der Kirchhof ist euer, und in euer Eigenthum will ich keinen Eingriff thun. Wißt ihr aber, was ich mir vorgenommen habe? ich will den Juden Gerson in meinen Garten begraben, und auf sein Grab einen Stein mit folgender Inschrift setzen lassen: Hier ruhen die Gebeine des ehrlichen Juden Gerson, welchen die Gemeine zu Schurrfeld das Begräbniß versagte.

Die ganze Gemeine schwieg stille.

Das ist also mein Entschluß, sagte der Amtmann, lebt wohl! und gieng nun langsam fort. Es währte aber nicht lange, so kam der Schulze ihm nach und sagte: Herr Amtmann! die Gemeine hat die Sache hin und her überlegt, und ist nun der Meynung, daß sie das Begräbniß erlauben will.

Das ist brav! sagte der Amtmann, das wird

euch, bey allen verständigen Leuten, Ehre bringen, und unser guter Fürst, dem ich es heute melden will, wird sich darüber gewiß recht herzlich freuen.

Mein Herr freuete sich auch darüber und sagte: das ist ein braver Amtmann! der weiß, wie man den Menschen behandeln muß. Der Mensch ist wirklich so böse nicht, wie man insgemein sagt, und thut gern alles, so bald er überzeugt ist, daß es wirklich gut sey. Man muß ihm aber nur seine Freyheit lassen. So bald man ihn mit Gewalt zu etwas zwingen will, so thut er es entweder gar nicht, oder doch mit größten Widerwillen.

Sechzehntes Kapitel.

Dieses Kapitel zeiget, wie eine christliche Gemeine sich aus ihren Kümmernissen und Sorgen befreyen könne.

Unter diesem Gespräche giengen wir wieder in das Wirthshaus, um zu sehen, ob der Bote nicht bald käme, den der Herr Pfarrer zu schicken versprochen hatte. Er kam und mein Herr eröffnete begierig den Brief, den er überbrachte, und, da er ihn gelesen hatte, sagte er: schön! schön! das ist ein herrlicher Pfarrer! Er hat seine Gemeine dahin, wohin er sie haben will — sie will besser Bier brauen, sie will alle Gra-

ben mit Weiden und Pappeln bepflanzen, — sie will zehn Acker wüstes Land umreißen und besäen. Der Herr Pfarrer hat Hoffnung, daß die Gemeine, wenn sie so fortfährt, nach zehn Jahren eine Einnahme von 4 bis 500 Thalern haben wird. Das wird doch eine Gemeine, wie sie seyn soll, der es nie an Geld fehlt, ihre Umstände zu verbessern, und für das gemeine Beste einen Aufwand zu machen. Und das könnten am Ende alle Gemeinen, weil auf jedem Plazze sich etwas findet, daß man benutzen und zu seinem Vortheile anwenden kann.

Auf meiner Reise durch Thüringen habe ich davon verschiedene Exempel angetroffen. In Haßleben z. E. hatten sie jedes Plätzchen, wo ein Baum stehen konnte, ohne die Viehweide und den Ackerbau zu hindern, mit Bäumen bepflanzet, und fiengen sogar an Torf zu graben, wo seit der Schöpfung niemand Torf gesucht hatte; in Sömmerda hatten der Rath und die Bürger, durch allerhand vortrefliche Einrichtungen, alles so verbessert, daß diese Stadt, die sonst bis zur größten Armuth herabgesunken war, und wo man nichts als Wehklagen hörete, sich in dem blühendsten Zustande befindet, sich täglich mehr verschönert, und überflüssige Nahrung hat. Hernach traf ich noch ein Dörfchen an, welches Rohrborn hieß, über welches ich mich besonders freuete. Die Einwohner, welche sonst immer in Sorgen und Kummer lebten, befinden sich sehr wohl; sie bauen itzo Klee, den

sie sonst beynahe nicht kannten, verschaffen dadurch nicht nur ihrem Viehe hinlängliches Futter, sondern einige handeln sogar mit Kleesaamen.

Wie gesagt, sobald eine Gemeine nicht bloß bey dem Glauben stehen bleibt, sondern auch anfängt nachzudenken, so kann sie erstaunliche Dinge möglich machen, und ich weiß gewiß, daß, wenn man Leute erst zum Nachdenken anführte, Theurung, Hungersnoth, drückende Armuth, Betteley ganz und gar aufhören würden. Nichts ist ja leichter, als sich Nahrung und Geld zu verschaffen.

Das ist wohl alles gut, sagte der Bote, und kratzte sich hinter den Ohren, aber es gehört doch noch etwas dazu?

B. A. Und was denn?

B. Daß die Gemeine auch bey ihrer Casse geschützt wird.

B. A. Das versteht sich von selbst.

B. Ja es versteht sich manches von selbst, und geht doch anders, als es sich von selbst versteht.

B. A. Und wie geht es denn?

B. Man redt nicht gerne davon. Wir hatten sonst gar feines Geld in unserer Gemeine. Was halfs uns aber? Es wurde ihm von allen Seiten nachgestellt. Um jeder Kleinigkeit willen wurden uns Unkosten gemacht und liquidirt, daß uns hören und sehen vergieng. Wenn nun das Jahr vorbey war, so giengs immer Null für Null auf. Darüber wurden unsere

Nach-

Nachbaren verdrüßlich, hernach tückisch und stöckisch. Das kann ja auch nicht anders seyn. Wenn der Mensch es sich sauer werden läßt, um Geld zusammen zu bringen, so will er doch auch hernach die Freyheit haben, damit zu machen, was er will. Unser Herr Pfarrer hat uns deßwegen versprochen, daß er der Gemeine die Freyheit auswirken will, daß die drey Männer, die sie zu Cassenvorstehern ernannt hat, mit der gemeinen Casse Verbesserungen machen können, wie sie selbst wollen, so lange sie nicht jemanden in seinen Rechten und Gerechtigkeiten kränken, und daß sie von ihrer Einnahme und Ausgabe niemanden, als der Gemeine, Rechenschaft ablegen dürfen. Nun haben unsere Leute auf einmal Muth bekommen, und es ist, wie wenn ein ganz andrer Geist in sie gefahren wäre.

V. A. Das kann ich leicht vermuthen. Wo Freyheit ist, da herrscht auch Muth und Thätigkeit.

Mein Herr schickte nun den Boten wieder fort, und wir marschirten nach der nächsten Stadt zu, wo wir ein Quartier fanden, das bereits für uns bestellt war.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein sehr ernsthaftes Gespräch über Wechselbälge, Hexerey und Teufelsbesitzungen.

In der Wirthsstube traf ich den folgenden Morgen ganz abscheuliche Kinder an. Sie hatten dicke Köpfe, die Augen starrten gerade weg, die Zungen waren so dicke, daß sie in den Mäulern nicht Platz genug hatten; die Bäuche waren so stark, daß sie kaum darüber wegsehen konnten, und die Beine so dürre, wie die Stöckchen. Keins konnte auftreten, alle drey lagen in kleinen Lehnstühlchen. Ich erschrack, daß es mir eiskalt über die Haut lief, und gieng gleich zu meinem Herrn und sagte, was ich für einen Anblick gehabt hätte.

Das muß ich doch gleich untersuchen, sagte mein Herr, vielleicht kann ich heute noch ein gutes Werk thun. Er gieng also zur Wirthin, und fieng mit ihr folgendes Gespräch an.

Guten Morgen, Frau Wirthin, sind das ihre Kinder?

Wirthin. Das Gott erbarme! ja wohl! ja wohl!

B. A. Die scheinen ja krank zu seyn. Was fehlt ihnen denn?

W. Das weiß der barmherzige Gott! Sie essen und trinken, wie ein gesunder Mensch, und kriegen doch keine Kräfte; wir haben schon etliche Jahre an

ihnen

ihnen gedoctert, wir haben sie geräuchert, da ist aber immer keine Hülfe.

V. A. Und das Kind, das sie hier auf dem Arme hat, ist so gesund, so vergnügt? seh sie einmal, wie es lacht!

W. Wie lange wirds werden, so ist es eben so miserabel. Diese drey arme Würmchen waren sonst eben so munter, und nun muß ich solchen Jammer an ihnen sehen! Ach du barmherziger Gott! ich bin auch meines Lebens so müde, daß ich mir nicht einen Augenblick mehr zu leben wünsche. Was andere Leute für Freude an ihren Kindern haben — und ich — ich arme Frau, muß diese Mißgeburten, vom Morgen bis zum Abend, vor Augen sehen.

V. A. Es ist traurig! Aber woher muß es denn nur kommen?

W. Woher? Woher? ich weiß es wohl.

V. A. Darf ich es denn nicht auch wissen?

W. (heftig) Woher sollen die Kinder anders kommen, als vom Teufel. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, das sind meine Kinder nicht. Sie sind ausgetauscht! Wechselbälge sind es!

V. A. Hum! der arme Teufel! der muß doch alles gethan haben! Alle Thorheiten, alle Narrenstreiche, die der Mensch begeht, alles Widrige, was ihm begegnet, wird dem armen Teufel zur Last gelegt. Der muß doch der allgemeine Packesel seyn. Ueber mich darf er sich aber nicht beschweren, ich habe ihm

noch

noch nichts Schuld gegeben. Das habe ich dem Pfarrer zu danken, der mich zum Abendmahle präparirte. Der sagte immer zu mir, wenn du etwas Böses gethan hast, wenn dir etwas Widriges begegnet, so schiebe die Schuld davon ja nicht auf andere Leute, am wenigsten auf den Teufel! suche die Ursache immer in dir selbst: so wirst du sie fast allemal finden, und du wirst auf diesem Wege immer vernünftiger und besser werden! Das habe ich nun immer gethan, und habe mich dabey wohl befunden. Wenn ich bisweilen einen albernen Streich machte: so schob ich die Schuld davon nicht auf den Teufel, sondern ich überlegte, wie ist doch das zugegangen, daß du auf diese Thorheit verfallen bist? da fand ich denn die Ursache davon immer in mir selbst, und dieß machte mich für die Zukunft vorsichtiger. Begegnete mir etwas Unangenehmes, so schob ich die Schuld davon nicht geradezu auf andere Menschen. Denn was würde es geholfen haben? es würde dadurch Erbitterung gegen sie bey mir entstanden, und ich selbst würde immer bey meinem Fehler geblieben seyn. Ich suchte die Ursache vielmehr in mir selbst, fand sie, besserte mich, und so gieng hernach alles besser. Ich dächte, Frau Wirthin, sie machte es eben so!

W. Was sagen Sie da? ich? ich ehrliche Frau, ich wäre an dem Unglücke dieser Kinder Schuld? die sind entweder vom Teufel selbst, oder doch von ihm durch eine alte Hexe behext worden.

B. A. Und wenn auch das wäre: was will sie mit dem Teufel anfangen? sie mag ihn vor geistliche oder weltliche Gerichte citiren lassen — er stellt sich nicht. Die Hexenprocesse nimmt die Regierung auch nicht mehr an —

W. Leider wahr! das ist eine Obrigkeit, das Gott erbarme! ich glaube, wenn ich krumm und lahm gehext würde, und meine Kühe gäben Blut, statt Milch, es krähete kein Hahn darnach.

B. A. Da sieht sie es also. Weder mit dem Teufel noch mit den Hexen ist etwas anzufangen. Wenn sie aber die Ursache von dem Elende dieser armen Kinder in sich selbst suchte — ja dann wäre schon etwas zu thun. Wenn sie die Ursache davon fände, so könnte sie dieselbe wegschaffen, und dann würde alles besser gehen.

W. Ey was! ich bin nicht Ursache daran. Ich lasse es, weiß es der liebe Gott! an nichts fehlen. Essen und Trinken haben die Würmer genug, warme Betten auch, an Arzeney lasse ich es auch nicht mangeln. Was soll ich denn mehr thun? Der Herr hat gewiß noch keine Kinder gehabt. Er schwatzt, wie der Blinde von der Farbe. Es heißt bey mir:

Ach wie betrübt sind fromme Seelen,
Allhier auf dieser Jammerwelt!

B. A. Ja, meine liebe Frau, wenn nur die frommen Seelen bisweilen auch etwas klüger wären: so würden sie auch weniger Betrübniß haben.

Die Wirthin wurde roth, wie ein Truthahn, stellte den Arm in die Seite, und wollte schon wieder etwas herauspoltern, als eine Magd in die Stube trat, und einen großen Tiegel voll Mehlbrey, der ganz in Butter schwamm, brachte und auf den Tisch stellte, daß das Kind damit gefüttert würde. Die Wirthin riß ihn weg, fütterte das Kind damit, so lange bis es kotzte. Dann strich sie das Ausgekotzte dem Kinde wieder in den Mund, und da es nichts weiter nehmen wollte, legte sie es auf den Rücken, und strich so lange ein, bis der Tigel leer war.

Mein Herr stund dabey, und sagte kein Wort. Endlich wurde er heftig, fuhr auf und sagte: eben itzo ist der Teufel in ihr Kind gefahren.

W. Um Gottes Willen!

V. A. Ohne allen Spaß, er ist eben itzo hineingefahren — in diesem Tigel saß er.

W. Haben Sie ihn denn gesehen?

V. A. Ja ich habe ihn gesehen. Dieser Mehlkleister, den sie dem Kinde gab, der war der Teufel. Erstlich taugt Mehlbrey für Kinder nichts Denn was soll dies klebrige Wesen im Magen? Hernach ist ja die überflüssige Butter wahres Gift. Wenn diese in den Magen kommt, so wird lauter Galle daraus. Drittes, welche verständige Seele wird denn einem Kinde so erschrecklich viel einpfropfen? Das mögen wohl fromme Seelen thun, aber fromme Seelen, die auch verständig sind, thun dieß warlich nicht. Diese

füttern ein Kind nicht länger, als es Hunger merken läßt. Und eine Seele, die wirklich fromm ist, kann dieses auch nicht thun. Diese folgt ja der Stimme des Heilandes, welcher ausdrücklich sagt: hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen. Wird denn aber bey dieser Art zu füttern nicht das Kind beschweret mit Fressen? wie kann denn da das arme Kind gesund bleiben? wären es auch lauter gesunde Nahrungsmittel; wie ists denn möglich, daß der Magen eine solche ungeheure Menge verdauen kann? und noch überdieß solche schädliche Nahrungsmittel! Kleister — eine so ungeheure Menge Butter! das muß ja lauter verdorbene Säfte geben, wie kann denn aus verdorbenen Säften gesundes Blut entstehen?

Die Wirthin wurde böse, warf den Löffel etwas heftig auf den Tisch und sagte: zum Henker! was soll ich denn meinem Kinde sonst zu essen geben? Wir sind arme Leute und haben kein Geld, daß wir die Kinder mit Austern füttern können.

Nun, sagte mein Herr, zwischen Mehlkleister und Austern giebt es doch noch allerley. Z. E. geriebene Semmelkrumen in Milch gekocht, oder Brey von Weizenkrütze, die, wie die verständigsten Aerzte versichern, den Kindern die beste Nahrung geben sollen.

Aber, fuhr die Wirthin fort, ich bin ja auch bey Mehlbrey erzogen worden.

Das glaub ich wohl, sagte mein Herr, vielleicht hat sie aber eben deßwegen auf ihre Kinder eine schwä-

che

chere Natur geerbt, die nun nicht mehr Kraft genug hat, den Mehlbrey zu verdauen.

Die Unterredung wurde wieder durch die Magd unterbrochen, welche eine Kanne voll Kaffee brachte, und auf den Tisch setzte. Die erste Tasse bekam wieder das Kind.

So giebt sie, fragte mein Herr, ihren Kindern auch Kaffee?

W. Ey freylich, täglich zweymal.

V. A. Und doch schreibt sie es dem Teufel zu, daß ihre Kinder die englische Krankheit haben?

W. Je nun, warum denn nicht? Der Caffee wird doch die Kinder nicht krank machen?

V. A. Wenigstens schwächt er sie. Das warme Getränke schwächt überhaupt den Magen. Es ist schlimm genug, daß die Alten, die sich einmal daran gewöhnt haben, es beybehalten müssen. Aber Kinder sollte man schlechterdings gar nicht dazu gewöhnen. Sorgt sie denn auch dafür, daß die Kinder sich nicht erkälten?

W. Ey das wollte ich meynen, den ganzen Tag werden sie im warmen Mantel getragen, des Nachts haben sie ihre weichen Federbetten, und, wenn es etwas kalt ist, gebe ich ihnen noch obendrein eine Wärmflasche.

V. A. Und bekommen doch die englische Krankheit?

W. Wie Sie sehen.

V. A.

V. A. Und ich habe so viele Kinder gekannt, die höchst selten im Mantel getragen wurden, die mehrentheils auf der Erde herumkrochen, so lange, bis sie stark genug waren, zu gehen, die unter leichten Dekken schliefen, nie eine Mütze auf den Kopf brachten, und doch immer gesund und stark waren. Wie geht denn das zu?

W. Das weiß ich nicht.

V. A. Ich weiß es aber, daß Kinder, die von gesunden Eltern erzeugt sind, bey leichten, mäßigen Nahrungsmitteln erzogen, nicht übermäßig warm gehalten werden, und früh Erlaubniß haben, auf allen Vieren zu kriechen, die Englische Krankheit nicht bekommen. Nun kann sie es mit ihrem Kinde halten, wie sie will. Mir verschlägt es weiter nichts. Was ich ihr aber gesagt habe, daß ist aus guter Meynung geschehen.

Mit diesen Worten verließ er die Wirthin, die ganz verstummt sitzen blieb.

Achtzehntes Kapitel.

Kurze aber sehr deutliche Anweisung, was man auf seine Briefe zu schreiben habe, wenn sie sicher an Ort und Stelle kommen sollen.

Wir waren nicht lange wieder auf unserm Zimmer, als ein Postillion kam, und meinem Herrn einige Briefe brachte.

Das ist doch sonderbar, sagte ich, daß diese Briefe Sie hier finden. Wie geht denn dieß zu? Wie können denn die Leute, die diese Briefe geschrieben haben, wissen, daß Sie itzo hier sind?

Das geht, sagte mein Herr, ganz natürlich, ohne alle Hexerey, zu. Ich habe zuvor durch einen Brief mein Quartier in diesem Wirthshause bestellt, hernach habe ich meinen Freunden geschrieben, daß ich um diese Zeit in dieser Stadt, in diesem Wirthshause seyn würde. Auf diese Art konnten diese Briefe mich nicht verfehlen. Diese Vorsicht ist allen Reisenden nöthig. Wenn sie an einen Ort kommen, wo sie sich eine Zeitlang aufhalten wollen: so müssen sie dieß sogleich ihren Freunden melden; oder, wenn sie die Stadt und das Quartier vorher wissen, das sie beziehen wollen, so muß es den Freunden auch geschrieben werden. Wer in starken Briefwechsel steht, der thut wohl, wenn er einen gewissen Mann bestimmt, an den alle Briefe gesendet werden, und der sie hernach weiter besorgt. Wenn ein Reisender dieß vernachläßigt, so kann große Unordnung daraus entstehen. Es können Dinge von Wichtigkeit vorfallen, die ihm nothwendig müssen gemeldet werden. Wie kann man dieß aber, wenn man nicht weiß, in welcher Gegend er sich aufhält? Ich bedaure also alle Menschen, die in ihrer Jugend nicht schreiben gelernt haben. Diese sind nur halbe Menschen. Sie können sich mit Niemanden unterhalten, als mit denen, die neben ihnen

sitzen

sitzen oder stehen, da hingegen derjenige, welcher gut schreiben gelernt hat, mit den entferntesten Personen sich besprechen kann.

Das fiel mir aufs Herz, ich hieng den Kopf, und dachte bey mir selbst, es wäre doch wohl gut, wenn du auch einmal an deinen Herrn Gevatter in Erfurt schriebest, wo du itzo wärest, und zugleich ein schön Compliment an seine Tochter bestelltest.

Mein Herr merkte es, daß ich in tiefen Gedanken war, lächelte und fragte: na Constant, wo sind die Gedanken?

J. In Erfurt. Ich dachte eben, daß es wohl gut seyn möchte, wenn ich an meinen Herrn Gevatter schriebe, und ihm meldete, wo ich mich itzo aufhielte.

V. A. Aha! an den Herrn Gevatter! doch wohl auch an die Jungfer Gevatterin?

J. Wenigstens will ich ein schönes Compliment an sie bestellen.

V. A. Da thut er wohl daran. Weiß er aber auch wohl, was er auf den Brief schreiben muß, wenn er richtig ankommen soll?

J. O ja, den Namen des Mannes, an den er gerichtet ist, seinen Stand, und den Namen der Stadt, in welcher er wohnet. An meinen Herrn Gevatter würde ich schreiben: An Herrn Kiebitz, Tuchmacher in Erfurt.

V. A. Weiß er denn gewiß, daß nur ein Tuchmacher in Erfurt wohnt, der diesen Namen führt?

J. Nicht doch, es sind ihrer mehrere, mein Herr Gevatter selbst hat etliche Brüder.

V. A. Wie kann denn da die Post wissen, an welchen sie den Brief abgeben soll?

J. Da müßte ich halt den Vornamen meines Herrn Gevatters hinzusetzen, und die Gasse, in welcher er wohnt.

V. A. Recht so! ich dachte, er wollte etwa schreiben: an Herrn Kiebitz, meinen lieben Herrn Gevatter. Warum wäre dieß wohl unschicklich?

J. Deßwegen, weil der Postmeister nicht weiß, wer den Brief geschrieben hat, und bey wem ich Gevatter gewesen bin.

V. A. Ganz Recht. Alle die Bestimmungen auf den Ueberschriften, die sich bloß auf den beziehen, der den Brif geschrieben hat, sind unnütze, weil weder der Postmeister, noch der Briefträger, wissen kann, von wem der Brief geschrieben worden. Daher sind alle die Ueberschriften: an meinen lieben Sohn, meinen lieben Vater, meinen hochzuehrenden Herrn Schwager, ganz vergeblich. Denn wenn nun der Briefträger die Personen. an die der Brief gerichtet ist, nicht finden könnte, so müßte er in den Gassen umher gehen und fragen: Leute, könnt ihr mir nicht sagen, wer der liebe Sohn von der Person ist, die diesen Brief geschrieben hat? würde er nicht von allen Leuten deßwegen ausgelacht werden? Da Erfurt eine große Stadt ist, und es nur ein Erfurt giebt,

so

so kennt sie jeder Postmeister, und sorgt dafür, daß der Brief dahin befördert werde. Wenn es aber ein kleiner Ort, oder gar ein Dorf wäre, oder wenn es mehrere Städte gäbe, die den Namen Erfurt führten: so müßte doch auch wohl noch etwas hinzugesetzt werden. Weiß er wohl was?

B. A. Doch wohl das Land, in welchem der Ort liegt.

B. A. Allerdings, oder auch die nächste bekannte Stadt, bey welcher er liegt. Giebts mehrere Oerter, die diesen Namen führen, so nennt man gemeiniglich den Fluß, der dabey fließt. So giebt es mehrere Städte, die Rotenburg heißen. Schreibt man nun nach einem Rotenburg, so setzt man den Namen des Flusses, an welchem es liegt, dazu, z. E. Rotenburg an der Fulda, oder an der Tauber, damit der Postmeister wisse, nach welchem Rotenburg er den Brief befördern solle. Besonders genau muß man sich ausdrücken, wenn man nach einem Dorfe schreibt, oder wenn man aus einem Dorfe in eine entfernte Gegend schreibt. Denn erstlich giebt es oft gar viele Dörfer, die einerley Namen führen, hernach sind auch gar viele so unbekannt, daß die wenigsten Menschen etwas von ihnen wissen. Deßwegen ists gut, daß man sich die Dorfgeographie anschaffe, ein Buch, in welchem alle Dörfer Deutschlands aufgezeichnet, und die Länder benennet sind, in welchen sie liegen, damit man sich daraus belehren kann, wenn man etwa einen

Brief aus einem unbekannten Dorfe erhält. Doch ich plaudere zu lange, itzo will ich sehen, was in meinen Briefen steht.

Er las hierauf, dann schrieb er sogleich ein Paar Zeilen, die ich auf die Post tragen, und zugleich Postpferde auf den folgenden Tag bestellen mußte.

Da ich zurückkam, war er etwas unruhig, und sagte: lieber Constant, wenn er länger bey mir bleiben will, so muß er nun von Deutschland Abschied nehmen. Morgen geht es nach Holland, und von da nach Amerika, und zwar nach Holland mit Extrapost. Das Reisen zu Fuße hat zwar seinen großen Nutzen, weil man sich auf denselben am besten umsehen, und alles recht genau betrachten kann. Allein wenn man nothwendige Geschäffte hat, wie ich, so ist das beste, wenn man mit Extrapost reiset.

Nun setzten wir uns beyde, und schrieben zusammen zwölf Briefe, mein Herr eilfe und ich einen. Und doch war mein Herr mit seinen eilf Briefen eher fertig als ich mit meinem einzigen. Dieß mochte theils daher kommen, weil ich mich im Schreiben noch nicht hinlänglich geübt hatte, theils weil man gewöhnlich in einem Briefe vieles wieder ausstreicht und umändert, der an einen Herrn Gevatter gerichtet ist, welcher — eine hübsche Tochter hat.

Da ich fertig war, fragte ich: wohin soll denn mein Gevatter die Antwort an mich schicken? Mein Herr nannte mir einen Kaufmann in Amsterdam, an

den die Briefe für mich eingeschlagen, und darauf angemerkt werden sollte, daß ich in Diensten des Herrn von Assof sey. Diesem Kaufmanne würde er von Zeit zu Zeit melden, wo er sich aufhalte, und dieser würde dafür sorgen, daß sie ihm überschickt würden. Nun mußte ich noch einige Servelatwürste und Bouteillen Wein einpacken und dann begaben wir uns zur Ruhe.

Den andern Morgen, bald früh, stunden wir auf, und setzten uns, nachdem wir, wie gewöhnlich, für Seele und Leib gesorget hatten, in den Postwagen und fuhren ab.

Neunzehntes Kapitel.

Constant fährt mit Extrapost und geht zu Schiffe, und was bey diesen Gelegenheiten vorgefallen ist.

Da wir auf die nächste Station kamen, fanden wir schon wieder Pferde und einen Wagen bereit, in welchem wir sogleich stiegen, nachdem wir uns ein Butterbrod und ein Glas Wasser hatten reichen lassen. So gieng es auf allen Stationen. Allenthalben fanden wir Pferde und Wagen bereit, speißten, tranken und schliefen im Wagen.

Auf diese Art kamen wir sehr schnell fort, und ich lernte bey dieser Gelegenheit, was das Postwesen

für eine herrliche Einrichtung sey. Mein Herr machte mich auch darauf aufmerksam und sagte: das Postwesen ist eine der herrlichsten Erfindungen, die dem menschlichen Verstande Ehre macht. Seitdem die Posten sind zu Stande gekommen, kann ein thätiger Mensch zehnmal mehr wirken, als ehedem. Von seiner Stube aus, kann er sich mit den entferntesten Menschen unterhalten, und, so bald er will, mit größter Geschwindigkeit, von einer Provinz zur andern fliegen.

Da wir in Amsterdam ankamen, gieng mein Herr zu einem Kaufmanne, wo er schon alles zu seiner Abreise eingepackt fand, und die Nachricht erhielt, daß das Schiff, auf welchem er nach Amerika reisen sollte, den andern Tag abgehen würde. Den folgenden Morgen also machten wir uns reisefertig, bestiegen das Schiff und fuhren fort, nach Amerika zu.

Ich machte schrecklich große Augen, da ich das große Schiff und das viele Wasser sahe, und that deßwegen tausend Fragen an meinen Herrn, die er mir auch alle recht freundlich beantwortete. Es währete aber nicht gar lange, so vergieng mir das Fragen und ihm das Antworten; wir fiengen an zu taumeln, wie wenn wir betrunken wären, mußten alles aus dem Leibe herausbrechen — kurz wir bekamen beyde die Seekrankheit so stark, daß wir drey Tage höchst elend darnieder lagen. Nach und nach kamen wir zu unsern Kräften, und freueten uns beyde über das viele Neue, das wir sahen.

Einmal ließen wir uns im Schiffe herum führen, alle Theile desselben benennen, und uns sagen, warum sie da wären. Da bekam ich Dinge zu sehen und zu hören, an die ich zuvor in meinem Leben nicht gedacht hatte. Ich wollte es alles in meinem Tagebuche niederschreiben, aber es war mir noch alles zu neu und zu viel, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen, und wie ich alles ausdrücken sollte. Vielleicht hätte ich aber doch noch etwas zu Stande gebracht, wenn mich mein Herr nicht auf das Verdeck gerufen hätte.

Constant, sagte er, und drückte mir die Hand, wie ist ihm zu Muthe?

Ich bin, antwortete ich, ganz verwirrt im Kopfe. So viel Kunst, so viel Ordnung, hätte ich doch wahrhaftig nicht in einem Schiffe gesucht. Wer hat denn, fragte ich, diese Schiffe erfunden?

V. A. Dieß ist eine Frage, die ich dir nicht beantworten kann. Wohl tausend Menschen haben daran erfunden. Wer er zuerst gewagt hat, zu schiffen, weiß ich nicht, weil dieß vermuthlich in den Zeiten geschehen ist, wo die Menschen noch nicht schreiben und lesen konnten. Von alle dem, was in jenen alten Zeiten sich zugetragen hat, weiß man wenig oder nichts mehr, weil niemand da war, der es für die Nachwelt aufschreiben konnte. Vermuthlich war das erste Schiff bloß ein Baum, auf welchem ein Wagehals versuchte, von dem einen Ufer des Stroms nach dem andern zu schwimmen. An diesem Baume ha-

ben hernach die Nachkommen etliche tausend Jahre gebessert, und bald dieses, bald jenes hinzugesetzt, bis die Schiffahrt endlich zu der Vollkommenheit gediehen ist, in der sie sich itzo befindet. Das ist gar eine weise Einrichtung Gottes, daß die Erfindungen, die ein Mensch macht, nicht leicht verloren gehen, sondern sich von einem Jahrhunderte zum andern fortpflanzen, und immer vollkommner werden. Von einer Erfindung eines alten Erzvaters, von dessen Körper kein Stäubchen mehr vorhanden ist, rührt das Schiff her, auf dem wir itzo fahren. Welches gefällt ihm denn besser, das Alte, oder das Neue?

J. Ey nothwendig das Neue.

V. A. Da sieht er also, daß die Leute Unrecht haben, die sprechen: die Neuerungen taugen nichts. Die Neuern, wenn sie anders fleißig sind, und etwas lernen, müssen von Rechtswegen immer klüger seyn, als die Alten, die in vorigen Zeiten lebten, weil sie nicht nur das benutzen können, was die Alten erfunden haben, sondern auf die Erfindungen der Alten fortbauen, und noch mehr erfinden können.

J. Sagen Sie mir aber doch nur, wie die Menschen auf alle diese Einfälle gekommen sind?

V. A. Die Noth hat sie mehrentheils dazu gebracht. Wenn der Mensch immer im Lehnstuhle sitzt, und voll auf zu Essen und zu Trinken hat, so denkt er an keine Erfindungen, und fast alle seine Kräfte schlummern, die Kraft des Magens ausgenom-

men.

men. Aber wenn die Noth eintritt, wenn Sturm entsteht, der sein Schiff von einer Klippe zur andern wirft, wenn eine Welle nach der andern ihn zu bedekken droht, dann werden alle seine Kräfte geweckt und angestrengt — und er erfindet in der Angst oft ein Mittel, an welches er im Stande der Ruhe nie würde gedacht haben. Noth, pflegt man zu sagen, lehrt beten, man sollte aber auch hinzusetzen: Noth lehrt erfinden. Wenn man den Ursprung aller Erfindungen untersuchen könnte, so würde man gewiß bemerken, daß die mehresten durch die Noth sind veranlaßt worden. Seit der Zeit, daß ich diesen Glauben habe, bin ich weit ruhiger als sonst. Sonst, wann ein schweres Gewitter angezogen kam, wann ich von Stürmen, Schloßen, Erbeben u. d. gl. hörete, zitterte ich vor Angst, und sahe dieß alles für göttliche Strafgerichte an. Itzo aber bin ich, bey allen solchen fürchterlichen Begebenheiten, ganz ruhig. Wann ich höre, daß ein Land oder eine Familie sich in großer Noth befinde, so denke ich allemal — itzo will der gute Menschenvater seine Kinder gewiß einmal eine neue nützliche Erfindung lehren. Dann wird mirs so wohl ums Herz, und ich behalte den lieben Gott im Hagelwetter so lieb, als er mir bey einem warmen Frühlingsregen ist.

J. Da sollte man aber meynen, daß beständig etwas Neues erfunden würde. So ists aber nicht. Ich habe Leute genug gekannt, die die größte Noth lit-

litten, und doch immer nichts erfanden. Woher kommt denn das?

V. A. Das kommt von ihrer Muthlosigkeit. Wenn der Mensch in der Noth freylich die Hände über dem Kopfe zusammen schlägt, und heult und schreyt — da wird er nichts erfinden. Wer heißt ihm denn aber, daß er wie ein kleines Kind sich betragen soll? In der Noth schlage man die Hände nicht über dem Kopfe zusammen, heule und schreye auch nicht, sondern schweige fein stille, denke mit dem Kopfe nach, und brauche seine Hände, so wird Gott gewiß helfen, und uns allerley neue Mittel zeigen, wie man seine Umstände verbessern kann.

Itzo schwieg mein Herr und wir sahen hin in die weite See. Das war ein gar herrlicher Anblick. Nichts als Himmel und Wasser sahen wir. Man denke, wie bey so einem Anblicke einem Menschen wie mir, der in seinem Leben von dem festen Lande noch nicht weggekommen war, zu Muthe seyn mußte! Da ich eine Zeitlang ganz stumm da gestanden hatte, rief mein Herr: Constant! seh er einmal an meinem Finger dorthin, wo der Himmel auf dem Meere aufzuliegen scheint. Sieht er nichts?

Ja, antwortete ich, ich sehe ein Paar schwarze Punkte. Was ist das?

Wir wollen es bald sehen, antwortete mein Herr. Nach einigen Minuten holte er ein Fernrohr hervor, durch welches man sehr weit sehen konnte, sahe durch,

gab

gab es mir, ließ mich auch durchsehen, und fragte hernach: wofür hält er jene Punkte, die ich ihm zeigte?

J. Mir kommt es vor, als wenn es Mastbäume und Segel wären.

V. A. Mir auch. Wenn aber Mastbäume und Segel da sind, so müssen ja auch wohl Schiffe da seyn. Sieht er sie?

J. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehe ich kein Schiff.

V. A. Wie geht denn das zu?

J. Ich glaube, weil die Schiffe noch zu weit von uns entfernt sind: so kann man sie nicht sehen.

V. A. Gut. Woher kommts denn aber, daß man die Bäume und Segel sieht? die sind ja eben so weit von uns entfernt, als die Schiffe.

J. Das weiß ich doch wirklich nicht.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein gelehrter Discurs vom Nachdenken, und der Figur der Erde.

Mein Herr holte hierauf sein Federmesser aus der Tasche, machte es auf, hielt es empor, bedeckte den Stiel mit der Hand und fragte: sieht er das ganze Federmesser?

J. Nichts als die Klinge.

V. A. Warum denn nicht auch den Stiel?

J. Wie kann ich denn das? Sie bedecken ja den Stiel mit der Hand.

V. A. Vielleicht ist es mit den Schiffen eben so. Vielleicht bedeckt sie auch etwas, daß wir sie nicht sehen können. Was mag dieß wohl seyn?

J. Doch wohl Wasser. Ich mag ja sehen, wohin ich will, so erblicke ich nichts, als Wasser.

V. A. Vermuthlich gehen also die Schiffe unter dem Wasser, und die Mastbäume und Segel über dem Wasser.

J. Das kann doch wohl nicht seyn, sonst müßten ja die Leute ersaufen.

V. A. Freylich. Und wenn das Schiff einmal unter dem Wasser wäre, so würde Mast und Segel augenblicklich nachfolgen.

J. Darauf weiß ich weiter nichts zu antworten.

V. A. Nun so denke er darüber nach! Durch Nachdenken wird man klug.

Er verließ mich nun, ich blieb auf dem Verdecke stehen, dachte der Sache weiter nach, und sahe die Schiffe immer näher kommen. Endlich sahe ich sie ganz. Es entstund in unserm Schiffe ein Auflauf, es wurde vielerley gesprochen, wovon ich aber kein Wort verstund, weil alles Holländisch war, und ich das Holländische nicht gelernt hatte. Auf einmal that jedes dieser Schiffe einen Schuß, und aus dem unsrigen wurde wieder geschossen.

Wie

Wie mir dabey zu Muthe war, kann ich niemanden beschreiben. Ich vermuthete alle Augenblicke, daß unser Schiff angegriffen werden würde, und zitterte, ohne Ruhm zu melden, am ganzen Leibe.

In der Angst redete ich den Matrosen an, der neben mir stund, und fragte: Was giebts denn nur? was ist denn das? Dieser war zum Glück ein Deutscher, und lachte über meine Fragen, daß ihm der Bauch schütterte. Landsmann, sagte er, man sieht wohl, daß du das erstemal auf einem Schiffe bist. Dieß Schießen will weiter nichts sagen, als — guten Morgen! Wenn die Menschen auf dem Lande einander begegnen, so sagen sie geradezu guten Morgen! oder guten Abend! Wenn aber Schiffe einander begegnen, so müssen sie einander den guten Morgen oder guten Abend etwas lauter zurufen, theils weil sie einander nicht nahe kommen dürfen, theils, weil das Wasser, das Tau- und Segelwerk, immer so vieles Geräusche verursachen. Deßwegen begrüßen sie einander, wenn sie sich begegnen, immer mit ein Paar Kanonenschüssen.

Nun war ich auf einmal aus meinem Traume. Woher es aber komme, daß man von den Schiffen erst den obern Theil erblicke, ehe man den untern sehen kann, das konnte ich noch immer nicht begreifen. Ich stellte mich daher auf das Verdeck, und sahe den Schiffen nach, die vor uns vorbey gesegelt waren. Da sahe ich nun gar deutlich, daß erst wieder der untere

Theil

Theil verschwand, hernach der mittlere, daß ich am Ende nur noch die Spitzen der Mastbäume erblicken konnte. Ists doch, dachte ich, wie wenn die Schiffe nach und nach zu einem Berge hinunter führen. Und nun wurde mirs auf einmal helle im Kopfe. Ich suchte meinen Herrn auf und rief ihn zu: ich habe es heraus! ich habe es heraus! die Erde ist kugelrund! die Schiffe segeln also immer auf einer Kugel hin, und da kann es nicht anders kommen, als daß man die Spitzen der Mastbäume, wenn sie uns entgegen kommen, zuerst, und eben diese Spitzen zuletzt, sehen muß, wenn sie von uns gehen.

Das war getroffen, lieber Constant, sagte mein Herr. Dieß wird er nun in seinem Leben nicht vergessen, weil er es durch eignes Nachdenken heraus gebracht hat. Hätte ich es ihm gesagt, so wäre es wahrscheinlich zu einem Ohre hinein, zum andern wieder hinaus gegangen. Denn wenn der Mensch nur den zehnten Theil von dem, was er hört und liest, merkte, wie viel müßte er nach funfzig Jahren wissen! Aber, wie gesagt, das mehrste von dem, was der Mensch hört und liest, geht wieder verloren; was er aber durch eignes Nachdenken herausbringt, das behält er sein lebelang. Deßwegen sehe ich es nicht gerne, wenn man den Kindern alles vorsagt. Wollte man z. E. zu einem Kinde sagen: „wie gut es der Schöpfer mit dem Menschen meyne, sehen wir, unter andern, aus den Händen, die er ihm gegeben hat, mit welchen er

so

so vielerley Arbeiten verrichten kann; hätte er, statt der Hände, Tatzen, wie ein Hund, bekommen, wie arm wäre er!" Wenn man, sage ich, so zu einem Kinde reden wollte, so ist es zwar wahr und herzlich gut gemeynt, aber das flatterhafte Kind hat vielleicht unter der Zeit, da dieß gesprochen wird, die Gedanken wo anders, merkt nicht auf, versteht es nicht recht und vergißt es leicht. Wenn ich hingegen das Kind frage: wozu hast du deine Hände? was machst du damit? wäre es nicht besser, wenn du Tatzen hättest, wie ein Hund? so muß das Kind selbst nachdenken, und das, was es durch eignes Nachdenken herausbringt, vergißt es gewiß so leicht nicht.

Ich habe diese Erinnerung auch, bis auf den heutigen Tag, nicht vergessen, und sie ist mir, bey meiner Kinderzucht sehr nützlich gewesen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Welches von Seelenverkäufern handelt.

Wir schifften nun von einem Tage zum andern fort, und hatten niemals Langeweile: theils weil mein Herr mich immer auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam machte, die wir auf dem Meere antrafen, theils, weil er immer die Matrosen aufsuchte, die Deutsch sprechen konnten, und sich mit ihnen in Gespräche einließ. Ich

würde nicht fertig mit erzählen, wenn ich alles anführen wollte, was ich sahe und hörte. Ich will also nur noch ein Gespräch anführen, das mein Herr mit einem Matrosen hielt.

Es war nun seine Art so, daß er immer unter den Menschen herum gieng, ihnen ins Gesichte sahe, und jeden anredete, der ihm merkwürdig schien.

So traf er auch einmal einen Matrosen an, der ganz tiefsinnig saß, und den Kopf in die Hand gelegt hatte.

Guten Morgen, Landsmann! sagte er, warum so betrübt?

M. Ey, bey so einem Hundeleben mag der Henker vergnügt seyn.

V. A. Ich habe immer geglaubt, man könne in jedem Stande vergnügt seyn, wenn man sich nur in seine Lage zu finden wüßte.

M. Ist der Herr schon Matrose gewesen?

V. A. Niemals.

M. Da spricht er also, wie der Blinde von der Farbe. Herr! nur zwey Tage sollte er die Arbeit thun, die ein Matrose verrichten muß, die Kost genießen, die uns gereicht wird, und sich so ausschimpfen und so ausprügeln lassen, dann würde er aus einem andern Tone singen.

V. A. Ich könnte ihm dagegen noch vieles einwenden, will es aber nicht thun, weil ich kein Freund von Einwendungen bin. Gesetzt aber, daß das Matro-

trosenleben ein wirkliches Hundeleben wäre, warum ist er denn Matrose geworden?

M. Ich bin kein Matrose geworden.

V. A. Nicht Matrose geworden? er ist ja Matrose, folglich muß er es geworden seyn.

M. Aber nicht freywillig. Man hat mich betrogen, man hat mich gezwungen, Matrose zu werden.

V. A. Wie so?

M. Wenn er es wissen will, so will ich es ihm erzählen. Ich komme nach Amsterdam, um da Arbeit zu suchen. Da begegnet mir ein Mann, sieht mir ins Gesicht, und fragt mich: woher Landsmann? aus Deutschland, antwortete ich. Vielleicht, fragte er weiter, aus Sachsen? Ja, antwortete ich, aus Sachsen, und zwar aus Thüringen.

Aus Thüringen? fuhr er fort, da sind wir ja Landsleute! Willkommen! Willkommen in Amsterdam! und nun nahm er mich bey der Hand, führte mich mit sich fort, daß ich, wie er sagte, auf dem Abend mit ihm essen sollte.

Ich aß auch wirklich mit ihm, und aß nicht nur, sondern trank auch, und zwar ein Bischen viel, so daß ich mich zu Bette mußte führen lassen.

Da ich den andern Morgen erwachte, machte ich schrecklich große Augen. Ich lag auf Stroh in einer engen Stube, die nicht mehr Licht hatte, als durch die kleinen mit eisernen Stäben verwahrten Fenster fallen konnte, die sich ganz oben bey der Decke befan-

den. Ums Himmels willen, dachte ich bey mir selbst, was soll das werden?

Bald erfuhr ichs. Die Thür wurde mit großem Prasseln geöffnet, ein Mann, der so wild und grimmig aussahe, wie der Satan, trat herein, befahl, daß ich herauskommen sollte, und brachte mich in ein Gewölbe, wo sich noch 20 Leute befanden, die eben so, wie ich, waren betrogen worden, davon mir einer ins Ohr zischte, daß wir uns bey einem Seelenverkäufer befänden.

Nach dreyen Tagen wurden wir zusammen auf ein Schiff gebracht, und mußten Matrosen werden. Sehe er, Herr! so ist mirs gegangen. Ist dieß auch erlaubt?

V. A. Freylich nicht!

M. Ist dieß auch erlaubt, daß in einer christlichen Stadt, solcher Menschenraub begangen wird? ist das nicht himmelschreyend? kann es unter Tartarn abscheulicher zugehen?

V. A. Sey er ruhig, lieber Mann! das Aergerniß, das Schimpfen und Schelten hilft ihm doch zu nichts. Wenn mir der Kopf weh thut, so klage ich nicht viel, sondern denke nach, wie ich wohl zu dem Kopfschmerze gekommen seyn möchte? Finde ich die Ursache, so kann ich mir auch leicht helfen, wenigstens werde ich nun für die Zukunft klüger.

M. Was will denn der Herr mit seinen Kopfschmerzen? ich weiß von Kopfschmerzen nichts.

V. A. Mit dem Matrosenwerden ists gewissermaßen wie mit den Kopfschmerzen.

M. Das versteh ich nicht. Matrosenwerden und Kopfschmerzen sind unterschieden, wie Himmel und Erde.

V. A. Das ist wahr. Aber sie sind einander doch in gewissen Stücken ähnlich. Sie haben z. E. beyde ihre Ursachen. Und über diese Ursachen muß man fein nachdenken. Wir wollen einmal versuchen, ob wir nichts herausbringen können. Warum ist er Matrose geworden?

M. Weil man mich betrogen hat.

V. A. Recht! aber woher kommts denn, daß er sich hat betrügen lassen?

M. Woher? das ist ja eine wunderliche Frage. Ich habe mich betrügen lassen, weil ich den Betrüger für einen ehrlichen Mann hielt.

V. A. Fiel es ihm denn gar nicht ein, daß der Kerl vielleicht ein Seelenverkäufer seyn könnte?

M. Gar nicht.

V. A. Und warum denn nicht?

M. Wer wird denn so etwas denken! ich habe in meinem Leben nichts von Seelenverkäufern gehört.

V. A. Die Ursache also, warum er Matrose geworden, ist, weil man ihm nichts von Seelenverkäufern, und ihren mannigfaltigen Betrügereyen gesagt hat.

M. Was hilft mirs denn nun, wenn ich dieß weiß?

B. A. Das kann ihm sehr vieles helfen. Er wird nicht ewig Matrose bleiben. Wenn er nun in sein Vaterland zurückkommt, und denkt daran, in welches Unglück junge Leute dadurch gestürzt werden können, daß man sie nicht vor den Verführungen der Seelenverkäufer, und der Werber, welche oft eben nicht viel besser, als Seelenverkäufer, sind, warnet: Was wird er wohl thun, wenn er anders ein guter Mensch ist?

M. Ich werde alle Handwerksbursche, die in die Fremde gehen, warnen, daß sie gegen Seelenverkäufer und Werber auf ihrer Hut sind.

B. A. Das ist brav! Er wird damit manches braven jungen Menschen Freyheit erhalten. Denn bis itzo ist noch wenig, oder gar keine Veranstaltung getroffen worden, die Handwerksbursche von den Gefahren, die ihnen auf ihrer Wanderschaft bevorstehen, zu unterrichten. Sie lernen in ihrer Jugend zwar den Himmelsweg, und dieß ist ganz gut; da aber der Weg zum Himmel durch dieß Leben geht: so sollten sie billig auch mit dem Lebenswege bekannt gemacht, und ihnen die mannigfaltigen Gefahren gezeigt werden, die ihnen auf demselben bevorstehn; sonst verlieren sie sich nicht nur auf dem Lebenswege, sondern verfehlen auch den Weg zum Himmel. Wenn man in böse Gesellschafft geräth: so ists schwer, den Weg zum Himmel zu finden. Wenn er nun einmal den Handwerksburschen durch seine guten Lehren nützlich ist: ists

nicht

nicht wahr, so kommt es daher, weil er über die Ursachen seines Matrosenwerdens nachgedacht hat?

M. Dieß ist wahr!

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Herr von Assof macht eine Entdeckung.

Aber nun, fuhr Herr von Assof fort, da er einsieht, daß es so gut ist, wenn man über die Ursachen nachdenkt, will ich noch eine Frage an ihn thun: warum ist er denn nach Amsterdam gegangen?

M. (mit niedergeschlagenen Augen) weil ich Arbeit suchte.

V. A. Arbeit? ich dächte in Deutschland gäbe es für jeden, der Arbeit suchen will, Arbeit genug. Warum ist er denn außer Deutschland gegangen?

M. (seufzend) Ich wollte mich gern iu der Welt umsehen.

V. A. (seine Hand fassend) Warum seufzet er?

M. Ich hätte geseufzet?

V. A. Ja er hat geseufzet. Was hat er gethan, das ihn aus Deutschland vertrieben hat?

M. Ich?

V. A. Er?

M. Ich — ich — ich habe nichts gethan.

V. A. Ja! er hat etwas gethan! Dieß sehe ich

an seinen Augen und höre es an seiner Sprache. Sey er aufrichtig! es wird ihm nicht gereuen. Was hat er get'an?

M. (weinend) Ich habe außer der Ehe —

V. A. Ein Kind gezeuget?

M. Leider.

V. A. Wo?

M. In Langensalz.

V. A. Wie ist sein Name? Wie der Name der Mutter?

Hier kam es an den Tag, daß er der Vater des Kindes sey, welches die Mutter tödten wollte, und daß von meinen Herrn gerettet wurde.

V. A. Was ist aus seinem Kinde geworden?

M. Das weiß der liebe Gott. Vermuthlich hat es die Mutter umgebracht, und sitzt nun in Ketten und Banden. Ach Gott! erbarme dich!

V. A. Das wäre schrecklich! wenn er nun daran denkt, daß er zwey Leute unglücklich gemacht hat, macht es ihm denn Freude?

M. Gott! erbarme dich!

V. A. Es scheint also, als wenn es ihn reuete?

M. Ach ja! ach ja! da müßte ich ja ein schlechter Mensch seyn, wenn es mich nicht reuen wollte.

V. A. Nun da seho ich doch, daß es gut ist, wenn man über die Ursachen seiner Leiden nachdenkt. Sein Vergehen hat ihn nach Amsterdam getrieben, in Amsterdam ist er unter die Seelenverkäufer gerathen, die-

diese haben ihn zum Matrosen gemacht, und da er über die Ursachen des Matrosenwerdens nachdachte, fand er gleich, daß sein Fehltritt daran Ursache sey, und bereuete ihn. Gut ists wohl, wenn man immer so lebt, daß man seine Handlungen nicht bereuen darf; aber — wenn man nun einmal schlecht handelte: so ist doch das beste, daß man sein Vergehen bereuet. Wenn er nun itzo die unglückliche Mutter mit dem Kinde wiederfände, was würde er wohl thun?

M. Ach! die werde ich nie wiederfinden.

V. A. Wenn er sie aber wiederfände?

M. Das ist ja nicht möglich.

V. A. Wenn er sie aber wiederfände?

M. Da würde ich ihr um den Hals fallen, sie auf der Stelle heyrathen, und für das arme Kind sorgen, wenn ich auch betteln sollte. Ein leerer Magen schmerzt, aber wirklich noch lange nicht so sehr, als — ein böses Gewissen! Ein böses Gewissen! Ein böses Gewissen! ach das habe ich — das werde ich wohl mit in die Grube nehmen müssen.

V. A. Aufrichtige Reue ist ein sehr gutes Mittel das verletzte Gewissen zu heilen. Wer sein Vergehen aufrichtig bereuet, der ist auch geneigt, es wieder gut zu machen.

M. Aber wenn man nicht mehr kann?

V. A. Er kann es. Sein Kind lebt noch, die Mutter lebt noch — beyde sind versorgt.

M. Wie mein Kind lebt noch? die Mutter lebt noch?

noch? sie sind beyde versorgt? wer — wer hat sie versorgt?

Ich! — — — — dachte ich, würde mein Herr sagen. Aber siehe da, er sagte nicht: ich. Er stellte sich vielmehr ganz fremde und antwortete, bey seiner Durchreise durch Langensalz habe er erfahren, daß diese unglückliche Person, nebst ihrem Kinde, sey versorgt worden.

Da drehete ich mich um, biß mich in die Finger und dachte, dein Herr ist doch ein ganz anderer Mann als du. Hättest du dieß Kind, nebst der Mutter, versorget, und wärest befraget worden, wer für diese Unglücklichen gesorget habe? du hättest gleich heraus gesagt, ich.

Von dieser Stunde an bekam ich noch mehr Hochachtung gegen meinen Herrn, und sahe recht ein, wie viel ein Mann werth sey, der sich des guten nicht rühmet, das er gethan hat.

Der Matrose war nun vor Freuden außer sich, und sagte: wenn ich doch nur schwimmen könnte! ich wollte sogleich wieder nach Langensalz.

Dahin könnte er, antwortete mein Herr, vielleicht kommen, ohne schwimmen zu können.

Wie so? fragte der Matrose.

Durch Nachdenken, antwortete mein Herr. Der Matrose schüttelte den Kopf, gieng fort, und sagte: das verstehe ich nicht.

So will ich es ihm sagen, rief mein Herr ihm

nach.

nach. Wenn der Mensch sich etwas vorsetzt, das an sich nicht unmöglich ist, und denkt recht darüber nach, wie er es möglich machen will, so findet er fast immer Mittel es möglich zu machen.

Der Matrose sperrte das Maul auf und gieng fort.

Mein Herr aber sagte etwas unwillig: wie schlecht ists doch mit der Erziehung noch beschaffen. Die Menschen lernen allerley, nur nicht das Nachdenken, welches doch bey dem Menschen die Hauptsache ist. Ein Mensch, der nicht nachdenken gelernt hat, ist in meinen Augen nicht viel mehr werth, als ein Storch, der nicht fliegen kann.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Hier wird die Frage untersucht, ob wir von Natur gleiche Rechte und gleiche Freyheiten haben?

Wie verstehn Sie das? fragte ihn ein Passagier, der diese letzten Worte gehört hatte.

B. A. Das versteht sich ja von selbst. Das vorzüglichste am Menschen ist die Seele, und das Hauptgeschäffte der Seele ist das Nachdenken. Ist denn also nicht derjenige, der nicht nachdenken lernte, nur ein halber Mensch?

Ja

Ja lieber Freund! Wenn Sie die Welt besser kennten, so würden Sie ganz anders sprechen. Der Stand giebt dem Menschen seinen Werth, aber nicht das Nachdenken. Ich habe nun seit zehn Jahren nachgedacht und nachgedacht, wozu hilft es mir? Einer nach dem andern wird mir vorgezogen und warum? weil er adelich war und ich bürgerlich bin.

B. A. Ich kann darüber nicht urtheilen, weil ich weder Ihre Verdienste noch die Verdienste derer kenne, die ihnen vorgezogen wurden.

P. Dem mag nun seyn, wie ihm will, so ists doch nicht recht, daß der Adliche vor dem Bürgerlichen immer den Vorzug hat. Wir sind von Natur alle gleich.

B. A. Alle gleich?

P. Alle gleich!

B. A. Nun da freue ich mich doch herzlich, daß ich einen Mann gefunden habe, der im Ernste behauptet, wir wären von Natur alle gleich. Ich bitte Sie, mit mir einen Kaffee auf dem Verdecke zu trinken! die See ist ruhig — der Himmel heiter — wir können hier mit Muße uns über den Satz besprechen: daß wir von Natur alle gleich sind.

Mein Herr winkte mir, ich lief nach dem Schiffskoche und brachte sogleich 2 Portionen Kaffee herauf.

Da die erste Tasse eingeschenkt wurde, fragte mein Herr: wenn die Kinder auf die Welt kommen, ist denn eins so groß, so schwer als das andere?

P. Das

P. Das will ich nun eben nicht sagen.

V. A. Das können Sie auch nicht sagen. Manches Kind ist noch einmal so groß, als ein anderes, das mit ihm zu gleicher Zeit auf die Welt tritt. Also ists doch nicht so ganz wahr, daß wir von Natur alle gleich wären. Haben Sie denn ferner nicht bemerkt, daß manche Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, stark, andere schwächlich sind?

P. Davon ist die Rede nicht.

V. A. Es ist aber doch wahr. Manches Kind ist bey seinem Eintritte auf die Welt so schwach, daß man Mühe hat, sein Leben zu retten, das andere strotzt von Kraft. Wie können denn also wir alle von Natur gleich seyn? Ferner habe ich bemerkt, daß manche Kinder von Jugend auf äußerst dumm sind, und fast gar nichts begreifen können, andere hingegen offene Köpfe haben, und leicht alles fassen, was ihnen vorgetragen wird. Habe ich mich vielleicht hierin geirret?

P. Das will ich nicht sagen.

V. A. Sie können es auch nicht. Wenn es nun aber wahr ist, daß ein Kind groß, das andere klein, eines stark, das andere schwach, eines mit einem offenen Kopfe, das andere dumm gebohren wird: wie können Sie denn sagen, daß wir von Natur einander alle gleich wären.

P. Entweder sie verstehen mich nicht, oder Sie wollen mich nicht verstehen. Meine Meynung ist diese:

se: daß wir von Natur alle gleiche Rechte und gleiche Freiheiten haben.

V. A. Ja das ist wieder eine andere Sache. Da hätten Sie sich aber etwas bestimmter und deutlicher ausdrücken sollen. Es ist ja ganz etwas anderes, wenn ich sage: wir sind von Natur alle gleich, als wenn ich behaupte, wir haben alle gleiche Rechte und Freyheiten. Wir wollen doch einmal untersuchen, ob dieser Satz seine Richtigkeit habe. Gesetzt Sie, lieber Freund, und ich träten zu gleicher Zeit in den Stand der heiligen Ehe, und bekämen, nach Verfluß von drey Vierteljahren, jeder einen gesunden, muntern Sohn; Sie hätten aber einen Kirschgarten und ich keinen; wenn nun unsere Jungen groß würden, hätte denn der meinige eben so viel Recht in Ihrem Garten Kirschen zu pflücken als der Ihrige?

P. Das wohl nicht.

V. A. Ich glaube es auch nicht. Sie sehen also doch, daß die Menschen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten haben. Denn wie es mit dem Kirschgarten ist, so ists mit andern Sachen ebenfalls.

P. Doch nicht auch mit den Aemtern?

V. A. Wollen Sie mir eine Frage ganz aufrichtig beantworten?

P. Ganz aufrichtig.

V. A. Wir wollen nun annehmen, Sie stünden in einem Lande in so großem Ansehen, daß sie alle Aemter besetzen könnten, ich aber nicht; es würde nun ein

ein ansehnliches Amt vacant, das mit vieler Ehre und Einnahme verknüpft wäre: wem würden Sie es geben? Ihrem Sohne oder dem Meinigen?

P. Meinem Sohne!

V. A. Das konnte ich mir leicht vorstellen. Aber eben daraus können Sie schließen, daß die gleichen Rechte und Freyheiten der Menschen ein bloßer Traum sind. Wenn eine Gesellschafft, sie sey groß oder klein, bestehen soll: so ist es schlechterdings nöthig, daß einige Menschen mehr Macht, mehr Ansehen, mehr Geld haben, als die andern. Denn, wenn alle durchaus an Macht und Ansehen und Geld einander gleich wären, so würde keiner für den andern arbeiten wollen, jeder müßte sich selbst bedienen, sein Haus, sein Kleid selbst machen, sein Korn selbst säen, mahlen und bakken. Sie fühlen selbst, wie unglücklich man in einer solchen Gesellschaft leben würde. Nun hat aber jeder mächtige, reiche, angesehene Vater seine Kinder lieb. Die Liebe dringt ihn, es darauf anzulegen, daß sie eben die Macht, das Ansehen, das Vermögen bekommen, das er selbst hat; ein andrer Vater, der arm und niedrig ist, kann das seinen Kindern nicht verschaffen — folglich haben sie mit jenen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten — Wie können Sie also sagen, daß wir von Natur alle gleich wären?

P. Eins und das andere könnte ich Ihnen noch einwenden.

V. A. Ich glaube es auch.

Hier-

Hierauf sprach mein Herr eine Zeitlang französisch, davon ich aber kein Wort verstund: weil ich es in der Jugend nicht gelernt hatte.

Der Passagier fuhr fort: Wenn Sie mir aber zugestehen, daß die Kinder das Recht zum Reichthume, Aemtern, Macht und Ansehen erben — warum empfehlen Sie denn so sehr das Nachdenken? Wenn ich ein großer angesehener Mann im Staate bin, und Sie sind ein ehrlicher, aber armer Mann, ohne Macht und Ansehen, so mag mein Sohn einfältig seyn, und der Ihrige Engelsverstand haben, der Ihrige wird doch immer dem Meinigen nachstehen müssen.

B. A. Das könnte seyn.

P. Nun da haben Sie es. In unserer gegenwärtigen Verfassung ist das Nachdenken keine Pfeife Taback werth.

B. A. Das wäre sehr wenig. Nach meiner Ueberzeugung ist das Nachdenken mit allen Schätzen der Welt nicht zu bezahlen. Eben deßwegen weil die Ungleichheit der Menschen manches Drückende und Unbequeme hat: so sollten wir uns recht aufs Nachdenken legen, weil dieses das einzige erlaubte, unschädliche und sichere, Mittel ist, dieses Drückende und Unangenehme zu mindern.

P. Ich versteh Sie nicht. Gesetzt ich gäbe meinem Sohne ein Amt, das mit Ehre und Einnahme verbunden wäre, und Ihr Sohn müßte zurückstehen — was wollte er thun?

B. A.

V. A. Nachdenken.

P. Daß Sie mir giengen mit Ihrem Nachdenken, worüber will er denn nachdenken? etwa wie er meinen Sohn verdrängen und an seine Statt einrükken will?

V. A. Da dürfte er meinen Namen nicht führen. Nein er wird durch Nachdenken und Fleiß sich so auszubilden suchen, daß er nicht nöthig hat, ein Amt zu suchen, daß er ohne dasselbe leben kann, und daß Sie am Ende zu ihm kommen und ihn bitten müssen, daß er es sich gefallen lasse, ein Amt anzunehmen.

P. Oho! — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

V. A. — — — — und Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, der Verstand ists doch immer, der die Welt regiert. Betrachten Sie nur z. E. den heiligen Ehestand! Da ist nun Mann und Weib mit einander verbunden. Der Mann scheint von Natur zur Herrschaft bestimmt zu seyn, weil er mehr Muth und

Anm. Ich bedaure, daß ich hier eine Lücke lassen muß. Bey einem Sturme, von welchem in der Folge wird geredet werden, schlug eine Welle in das Schiff, das Seewasser lief in Herrn Constants Tasche, und löschte in seiner Schreibtafel die Stelle aus, die hier fehlt.

und mehr Kraft in den Knochen hat, als die Frau. Hat aber die Frau mehr Verstand: so geht es doch im heiligen Ehestande immer, nicht wie der Mann, sondern wie die Frau will.

P. Das wissen gewisse große Herren wohl, die es darauf anlegen, daß die Unterthanen nie Verstand bekommen, sondern recht dumm bleiben sollen, damit sie mit ihnen Thüren aufstoßen und recht unumschränkt über sie herrschen können.

V. A. Ich besorge aber, es möchte diesen großen Herren, (wenn es wirklich solche giebt, denn wenigstens unsere Deutschen Fürsten, die ich kenne, thun alles, um den Unterthan verständiger zu machen,) es möchte, sage ich, diesen großen Herren gehen wie Jeremias Löffelstieln.

P. Wie gieng es diesem?

V. A. Wenn Sie es wissen wollen: so will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen. In einem kleinen Orte, an der Böhmischen Gränze, wohnte ein Mann, der hieß Jeremias Löffelstiel. Sein Nachbar heyrathete und nahm eine Frau, die vielen Verstand hatte. Da die Flitterwoche vorbey war, wollte er seine Herrschafft ausüben und commandirte die Frau, aber sehr vernünftig. Weil seine Befehle vernünftig waren, so wurden sie befolgt. Befahl er aber ja einmal etwas albernes: so blieb die Frau stehen und sagte: Männchen, das geht nicht. Der Mann überlegte es, und ließ es dabey bewenden.

Unterdessen verbesserte sich die Haushaltung dieses Mannes von Jahre zu Jahre, er fieng an seine Frau hochzuschätzen, und die Frau — weil sie Verstand hatte, dachte: wenn dein Mann Ehre hat, so hast du sie auch; sie ehrte ihn deßwegen, wie sie konnte und wußte, nannte ihn immer ihren lieben, braven Mann, verbarg seine Schwachheiten, und — wenn die Nachbaren ihre gute Haushaltung bewunderten: so pflegte sie immer zu sagen: das habe ich der guten Anordnung meines Mannes zu danken.

Was that nun Jeremias Löffelstiel? Dieser dachte bey sich selbst: dein Nachbar ist nicht Herr im Hause. Woher kommt es aber? er hat eine kluge Frau. Du willst nicht eher heyrathen, als bis du ein recht dummes Mädchen findest. Dann — dann — willst du ein Regiment führen, wie — der Kaiser von Fetz und Marokko. Denn warum ist dieser ein so unumschränkter Monarch? bloß darum, weil er dumme Unterthanen hat.

Nach langem Suchen fand er endlich die ehr- und tugendbelobte Jungfer, Jungfer Annen Sybillen Besenstielin, des weyland ehrengeachten Kilian Besenstiels, weyland christlichen Inwohners und Mitnachbars zu Simpelrode, hinterlassene eheleibliche älteste Tochter erster Ehe. Willst du mich? fragte er sie. Ey meynetwegen, sagte sie. Er gab ihr die Hand, gieng zum Prediger, bestellte das Aufgebot, und hielt, da er zum drittenmale war aufgeboten worden, Hoch-

zeit, ohnerachtet der Prediger ihm die Heyrath widerrathen hatte.

Nach der Hochzeit trat Jeremias Löffelstiel sein Regiment an, und kommandirte, wie — ein Kaiser von Fetz und Marokko. Die Frau that alles, was er befahl, sie ließ sich sogar Ohrfeigen geben.

Da sie das erste Paar Ohrfeigen bekommen hatte, hob Jeremias Löffelstiel die Nase gewaltig hoch, stellte den Arm in die Seite, trat vor den Spiegel, strich den Bart, und sagte: bist doch ein ganz anderer Kerl, als dein Nachbar.

Freylich war er ein ganz anderer Kerl. Sein Nachbar war ein wohlhabender, angesehener Mann, aber Jeremias Löffelstiel — der wurde ein armer, verachteter Mensch. Weil seine Frau dumm war: so machte sie auch alles dumm. Wenn die kluge Frau 6 Kannen Milch von einer Kuh lieferte, so brachte diese 2 Nösel; spann jene Garn wie Seide: so konnte das Garn, das diese verfertigte, nur zu Wurstbändern gebraucht werden; jene schickte alle Woche Eyer zu Markte, diese hatte selbst keine. Woher, dachte sie, mag dieß wohl kommen? vermuthlich daher, weil deine Hüner zu viele Hähner ausbrühen. Du willst, dachte sie, dem Dinge bald abhelfen und schnitt den Hähnern die Schwänze ab, damit sie Hüner werden und Eyer legen möchten. Solche Streiche machte sie immer. Ihr Mann trieb endlich seine Herrschaft so weit, daß er sie einmal mit Füßen trat.

Da

Da wurde ihr sogleich die Zunge gelöset, und sie stieß eine Menge der abscheulichsten Schimpfwörter gegen ihren Mann aus, die sich ein ehrlicher Mensch schämt nachzusagen.

Die Nachbaren liefen herbey, und je mehrere kamen, desto stärker schimpfte sie. Ihr Mann legte sich aufs Bitten. Frau, sagte er, ich bitte dich um Gottes willen, bedenk doch, was du thust? ich bin ja dein Mann — wenn du mich beschimpfst, so beschimpfst du dich ja selbst. Aber nun war das Bitten zu spät, sie schimpfte immer fort, und schlug und warf alles umher, was im Hause war.

Nun fügte es sich, daß unter den Zuhörern ein fremder Mann war, der immer die Ohren spitzte, wenn ein Paar Eheleute sich zankten, und von ihrem Zanken Vortheil zu ziehen suchte. Dieser suchte eine Gelegenheit, wo er die Frau allein sprechen konnte. Frau, sagte er, ich bedaure sie. Sie hat einen Tyrannen zum Manne. Warum will sie das leiden? geh sie mit mir, ich will sie frey machen. Was? antwortete sie, er will mich frey machen? da gehe ich den Augenblick mit ihm. Freyheit geht über alles.

Als nun einmal der Mann in die Stadt gefahren war: so packte der fremde Mann die Sachen zusammen, und gieng mit der Frau fort.

Da saß nun Jeremias Löffelstiel, ohne Frau, ohne Herrschaft, ohne Vermögen, unterdessen daß sein Nachbar, bey seiner klugen Frau, sehr glücklich

lich lebte, im ganzen Orte angesehen war, ein ziemliches Vermögen zusammen brachte, und an seinen Kindern viele Freude erlebte.

Sobald mein Herr ausgeredet hatte, schlich ich mich zu ihm und fragte: warum sprachen Sie denn mit dem Herrn Französisch?

B. A. Deßwegen, weil es nicht alle Leute verstehen sollten.

J. Warum sollten sie es denn nicht verstehen?

B. A. Deßwegen, weil sie es nicht verstehen konnten. Es giebt gewisse Wahrheiten, die man schlechterdings nicht laut sagen darf, weil man weiß, daß die mehresten Menschen sie entweder gar nicht verstehen können, oder sie ganz falsch verstehen. Daher spricht unser Heiland schon: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen. So ist es z. E. mit der natürlichen Gleichheit der Menschen. Etwas Wahres ist daran. Aber man darf es nicht laut sagen, weil die wenigsten Menschen, die itzo leben, es verstehen würden. Sobald man die Leute lehren wollte: wir sind von Natur alle gleich: so würde der größte Theil glauben, er sey so viel, wie seine Vorgesetzten, würde nicht mehr gehorchen, keine Befehle, keine Vorschriften annehmen, keine Abgaben entrichten wollen. Wünscht er sich wohl in einem solchen Lande zu leben?

J. Bey meiner Ehre! das wünsche ich nicht?

B. A. Ich auch nicht. In einem Lande, wo die

Leute glücklich leben sollen, müssen die Vorgesetzten Ansehen haben, die Befehle, wenn sie nicht offenbar ungerecht und albern sind, müssen befolgt werden. Es ist, mit einem Worte, Subordination nöthig. Eine Gesellschaft ohne Subordination ist eine Narrenrepublik, wo niemandes Ehre, Vermögen und Ruhe in Sicherheit ist.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Was für große Dinge man durch Nachdenken möglich machen kann.

Wir schifften noch etliche Tage, ohne daß uns etwas Merkwürdiges aufgestoßen wäre, außer daß ich einmal wieder zwey Kanonenschüsse hörete. Itzo erschrack ich darüber schon weniger, als das erstemal, weil ich vermuthete, daß dieß von einem freundschaftlichen Schiffe käme, welches uns einem guten Morgen bieten wollte. So war es auch wirklich. Ein Holländisches Schiff, das aus Amerika kam, gieng wieder nach Holland zurück, und wurde von unserm Schiffe wieder mit Kanonenschüssen begrüßt. Wir sahen auch, daß aus demselben ein Boot herabgelassen wurde, welches auf uns zu ruderte. Da es bey uns angekommen war, fragten uns die Matrosen, ob wir nach Amerika schifften? und da wir dieß bejahet hatten, gaben sie

uns verschiedene Briefe mit, und erhielten dagegen einen Brief von meinem Herrn nach Amsterdam, den er schon auf diesen Fall verfertiget hatte.

Itzo kam auf einmal der Matrose herbey gesprungen, mit welchem sich mein Herr vor kurzem unterredet hatte, und rief: ey Herr von Assof! das wäre eine schöne Gelegenheit wieder nach Europa zu kommen.

B. A. Ich sollte es auch glauben. Wie will er dieß aber möglich machen? wird es ihm der Schiffskapitain erlauben?

Der Matrose schlug traurig die Augen nieder, und besah die Nägel an den Fingern.

Du bist ein armer Tropf, sagte mein Herr zu ihm. Durch dein Nachdenken wirst du keine Viertelmeile weit kommen. Er stieg hierauf selbst in das Boot und unterredete sich mit den Matrosen. Einer von ihnen gab ihm die Hand, er kam wieder in unser Schiff, und, nachdem er wieder eine Zeitlang mit dem Schiffskapitain gesprochen hatte, bestieg er mit etlichen unserer Matrosen, unter welchen sich auch derjenige befand, welcher das Nachdenken nicht gelernt hatte, ein Boot, und ruderte damit nach dem andern Schiffe hin.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder zurück, und brachte, statt des nicht nachdenkenden Matrosen, den andern mit, der ihm die Hand darauf gegeben hatte.

Merk er es Constant! sagte er, sobald er in das

Schiff

Schiff gestiegen war: durch Nachdenken kann man auch über die See kommen. Ich habe es dahin gebracht, daß unser Landsmann gegen diesen Holländer ist ausgetauscht worden.

Ich nahm es zu Herzen, und setzte mir fest vor, daß ich mich im Nachdenken recht üben, und gar nichts unternehmen wollte, ohne zuvor erst darüber nachgedacht zu haben.

Da es Nacht war, legte ich mich zur Ruhe und mein Herr that ein Gleiches.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Herr von Assof macht dem Kaiser von Fetz und Marokko seine Aufwartung.

Gegen Morgen hörete ich, daß mein Herr immer im Schlafe redete: Ich richtete mich auf, um zu verstehen, was er eigentlich spräche, konnte aber nichts vernehmen, als die Worte: rocco, rocco, mama rocco. Endlich richtete er sich auf, rief noch einmal Marocco, dann rieb er die Augen und sahe sich allenthalben um.

Was fehlt Ihnen denn? lieber Herr! fragte ich. Da lachte er laut und sagte: so einen sonderbaren Traum habe ich doch lange nicht gehabt. Er soll ihn heute hören.

 Ge=

Gegen Mittag erzählte er mir ihn, und da er doch sehr merkwürdig war: so habe ich ihn von Wort zu Wort aufgeschrieben. Hier ist er:

Traum des Herrn von Assof.

Ehe ich mich versahe, befand ich mich in dem Zimmer des Kaisers von Fez und Marocco. Guten Morgen! Ihro Majestät! sagte ich, ich wünsche Ihnen wohl geruhet zu haben!

K. Guten Morgen! wo kommt er her?

I. Ihro Majestät! aus Deutschland.

K. Wie heißt er?

I. Von Assof.

K. Eidli! (so hieß ein schwarzes Mädchen, das im Zimmer war) schenk dem Fremden Kaffee ein!

Da ich die andere Tasse trank, fragte die schwarze Majestät, hat er Bücher bey sich?

I. Kein einziges.

K. Ja ich muß auch wissen, obs wahr sey. Hierauf ließ er einen seiner Staatsbedienten kommen, der alle meine Kleider durchsuchen mußte. Da er nichts fand, fragte ich: wünschen Ew. Majestät vielleicht Bücher zu lesen? so will ich Ihnen welche aus Deutschland zu schicken. Es wird da vieles geschrieben.

K. Ich habe es mir wohl sagen lassen. Eben deßwegen ließ ich ihn aber visitiren, damit er mir nicht etwa Bücher mitbrächte.

I. So? also sehen Sie es nicht gerne, wenn man Bücher in Ihr Land bringt?

K. Bey

K. Bey Leibe nicht! das Lesen macht die Leute nur klug, und das kann ich nicht leiden.

J. Ich sollte aber meynen, die klugen Leute müßten Ihnen recht lieb seyn. Je klüger die Menschen sind, desto klüger fangen sie auch ihre Sachen an, desto mehr erwerben sie, desto mehr Geschoß, Zoll und Accise entrichten sie. Man hat in Deutschland ausgerechnet, daß ein kleines Ländchen, dessen Einwohner klug sind, dem Landesherrn so viel einbringe, als ein zehnmal größeres, dessen Einwohner in der Dummheit erhalten werden.

K. Possen! wenn der Unterthan klug wird, so will er nicht mehr gehorchen.

J. Das sollte ich kaum glauben. Haben Ihro Majestät noch nicht Rebellion in ihrem Lande gehabt?

K. Genug und satt. Das Rebelliren nimmt bey mir kein Ende; wenn ich denke, daß ich es an einem Orte gedämpft habe, so bricht es am andern wieder aus.

J. Da scheint es doch, als wenn die Dummheit nicht gegen Rebellion schützte.

K. Ey was da. Wenn die Unterthanen schon rebelliren, wenn sie dumm sind, was werden sie erst thun, wenn man sie klug macht!

J. Dagegen streitet ja aber das Exempel unsrer Deutschen Fürsten. Diese suchen ihren Ruhm darinne, daß sie kluge Unterthanen regieren, und verbessern deßwegen die Schulen, legen Pflanzschulen für Schulmeister an, suchen dem Volke gute Bücher in die Hände

de zu bringen und doch höret man wenig oder nichts von Rebellion. Die Unterthanen lieben vielmehr ihren Regenten, und nennen ihn ihren Landesvater.

K. Also habt ihr in Deutschland gar kein Exempel von einer Rebellion?

J. Ohngefähr vor drittehalbhundert Jahren gab es bey uns auch eine Rebellion, die nannte man den Bauernkrieg.

K. Da hat ers ja.

J. Allein erlauben mir Ihro Majestät, das geschahe vor drittehalb hundert Jahren, in den finstern Zeiten, da die Deutschen noch sehr unwissend waren, itzo ist alles ruhig.

K. Ich kanns kaum glauben. Also dürfen bey euch die Leute lesen, was sie wollen?

J. Was sie wollen.

K. Wird denn aber nicht auch bisweilen gegen die Regierung geschrieben?

J. Ebenfalls.

K. Nu? was thun denn da die Regenten?

J. Da sind zwey Fälle möglich: Entweder, was gegen die Regierung geschrieben wird, ist wahr, oder es ist nicht wahr. Ists wahr: so sucht man den Fehler im Stillen zu bessern; ists aber nicht wahr: so verachtet man den Schriftsteller, und wenn er es zu grob macht, so straft man ihn.

K. Wenn nun aber Schriften verbreitet würden, die geradezu zur Rebellion aufforderten, wie denn da?

J. Man liest sie, discurirt darüber, und legt sie bey Seite.

K. Da müssen eure Regenten einen besondern Kunstgriff haben, wodurch sie das Volk im Zaume halten.

J. Den haben sie auch. Erstlich lassen sie die Jugend gleich in der Schule davon unterrichten, daß Obrigkeit, Gesetze, Folgsamkeit gegen Gesetze, Abgaben nöthig sind, wenn ein Volk glücklich leben will; hernach geben sie sich alle Mühe, das Volk, welches sie regieren, immer glücklicher zu machen. Sie befördern den Ackerbau, den Gartenbau, die Fabriken, und belohnen den oft, der seine Sachen am besten macht; sie legen Schulen an, und lassen die Jugend darinne unterrichten; errichten Anstalten zur Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen, zur Unterstützung der Abgebrannten; wenn eine Seuche unter das Volk kommt, so machen sie gleich bekannt, wie es sich dabey zu verhalten habe; geschieht jemanden Unrecht, so schaffen sie ihm Hülfe; ja wenn ein Unterthan glaubt, daß der Regent ihm Unrecht thue, so kann er ihn verklagen. So handeln wenigstens die mehrsten deutschen Fürsten. Wie ist da Rebellion möglich? Gesetzt, daß ein unruhiger Kopf darzu aufmunterte: so denkt man, der Kerl ist ein Narr; warum sollen wir denn rebelliren? es drückt uns ja niemand.

K. Da mag der Henker in Deutschland Regent seyn, aber ich nicht. Ihr Kerls scheint ja zu glauben, als wenn der Regent um des Volks willen da wäre.

J. Das

J. Das glauben wir auch.

K. Hohl euch der Henker mit eurem Glauben! das Volk ist um meinetwillen da, und ich kann damit machen, was ich will. Es ist mein Eigenthum, seine Aecker, seine Häuser, seine Weiber und Töchter gehören mir, und ich nehme davon, was mir gefällt. Was das Volk glauben soll, das schreibe ich ihm in meinen Edikten vor, und damit ists gut. Murrt jemand dagegen, oder ist er mir oder meiner Cidli oder meiner Halli zuwider, so lasse ich ihn stranguliren, und es darf kein Hahn darnach krähen. Was da! was da! man muß die Rechte der Souveraine zu behaupten suchen.

J. Ich bitte Ihro Majestät unterthänig um Verzeihung.

K. Warum?

J. Weil ich Sie ganz unrecht verstanden habe. Ich glaubte, sie wären ein Regent, wie wir sie in Deutschland haben, aber nun sehe ich, daß Sie ein ganz andrer Herr sind.

K. Der bin ich auch, ich führe eine ganz uneingeschränkte Regierung. Mein Wille ist Gesetz.

J. Da thun Ihro Majestät auch sehr wohl daran, daß Sie ihre Unterthanen in der Dummheit zu erhalten suchen. Die Macht des weisen und guten Fürsten gewinnt freylich dadurch, wenn seine Unterthanen klug werden, aber — der unumschränkte Herr, dessen Gesetz sein Wille ist, oder, wie wir es

in

in unsrer Sprache zu nennen pflegen, der Despot, der Tyrann, sitzt nicht feste auf seinem Throne, sobald die Unterthanen klug werden.

K. Da sieht er, daß ich Recht habe.

J. Aber wissen Ihro Majestät, was ich dabey besorge?

K. Was denn?

J. Daß Sie die Aufklärung ihrer Unterthanen nicht werden verhindern können.

K. Wer? ich nicht? der Kaiser von Fetz und Marocco?

J. Und wenn Ihro Majestät auch noch Kaiser von Algier, Tunis und Tripolis wären: so können Sie es doch nicht verhindern. Denn, erlauben Sie mir diese Frage! wie wollen Sie es denn anfangen?

K. Ich verbiete das Einführen fremder Bücher gerade zu.

J. Dadurch werden die Leute nur noch begieriger gemacht und ersinnen tausenderley Mittel, Bücher zu bekommen. Wir haben auch ein Paar Fürsten in Deutschland, die es eben so machen, aber was hilfts? Ihre Unterthanen bekommen einen rechten Heishunger nach ausländischen Schriften, und hundert Schriften, die man in freyen Staaten gar nicht bemerkt, werden von ihnen heimlich herbeygeschafft, und mit der größten Begierde gelesen.

K. Ja was soll ich denn da thun?

J. Nach meiner Meynung, wäre das Beste,

daß,

daß, wenn Sie nun einmal Despot seyn wollen, Sie es so einzurichten suchen, daß Ihre Unterthanen gar nicht lesen lernen. Denn, wenn der Mensch nicht lesen kann, so kann er auch keine verbotene Schriften lesen.

K. Bey dem Muhammed! das ist ein vortreflicher Vorschlag! Cidli! sag dem Staatsminister, er soll befehlen, daß hinführo meine Unterthanen nicht mehr lesen lernen sollen. Und hier, mein lieber Deutscher, daß er doch sieht, daß ich Verdienste zu schätzen weiß, hier hat er eine goldene Medaille.

Ich nahm die goldene Medaille, dankte dafür höflichst, und lachte in meinem Herzen über den Despoten, weil ich voraus sahe, daß nun die Marocaner recht eifrig ihre Kinder im Lesen unterrichten würden, sobald es ihnen der Despot verbietet.

Wie ich von Sr. barbarischen Majestät weggekommen bin, weiß ich selbst nicht, denn da ich mein Compliment gemacht hatte, erwachte ich.

Ueber diesen Traum lachte mein Herr noch gar herzlich und machte allerley Anmerkungen dazu. Es ist wahr, sagte er, es ist nur ein Traum, unterdessen ist doch alles die Wahrheit, was ich im Traume gesprochen habe. Das allersicherste Mittel Unruhen in einem Lande zu verhüten, ist und bleibt eine gute, gerechte Regierung. Wo diese ist, da sind so wenig Unruhen zu befürchten, als ein rechtschaffener Vater, der

sei-

seine Kinder gut erzieht, zu besorgen hat, daß diese ihn aus dem Hause jagen werden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Constant bereitet sich zu seinem Tode und stirbt.

Er würde noch länger über diese Materie gesprochen haben, allein ein starker Auflauf, der im Schiffe entstand, unterbrach ihn.

Was giebts? fragten wir.

Wir sehen Land, sagte uns ein Matrose, der vor uns vorbey lief — Wir sind nun bald in Amerika! diese Nachricht, verursachte eine allgemeine Freude, die aber nicht gar lange dauerte. Bald erhub sich ein Sturm, das Schiff wurde schnell fortgetrieben, und — ehe wir es uns versahen, bekam es einen so starken Stoß, daß wir alle über einander herfielen, dann saß es feste. Dieß verursachte einen allgemeinen Lärmen; einige heulten, andere beteten, manche fluchten, und manche liefen ängstlich umher und rangen die Hände.

Mein Herr allein stund stille, und sahe steif vor sich hin. Nach etlichen Minuten sahe er mir ins Gesichte, und fragte mich, was ist hier zu thun?

J. Das weiß der liebe Gott.

V. A. Der weiß es freylich wohl, aber wir müssen es auch wissen, was wir zu thun haben. Was steht uns itzo bevor?

J. Der Tod! der Tod! ach du lieber Gott! der Tod!

V. A. Wenn es weiter nichts ist, so haben wir nicht Ursache uns zu fürchten. Sterben müssen wir schlechterdings einmal, und, wenn wir itzo sterben, so haben wir dieß zum Vortheile, daß wir nicht viel auszustehen haben. Es ist um eine böse Viertelstunde zu thun, so ists überstanden, und wir befinden uns in einer bessern Welt, wo wir keinen Schiffbruch mehr zu besorgen haben.

J. Ach ja! ach ja! ich möchte aber doch gar zu gerne noch länger leben.

V. A. Ich auch. Aber wer kann helfen?

J. Gott allein.

V. A. Ja der kann helfen. Aber wenn er helfen soll: so müssen wir auch unsere Kräfte brauchen. Wenn Gott den Acker segnen soll: so muß man ihn ordentlich bearbeiten, und wenn Gott vom Tode erretten soll: so muß man thun, was man kann, um dem Tode zu entgehen. Hat man gethan, was man konnte, und es hilft doch nichts: dann kann man getrost und ruhig sterben; es ist alsdann ein Zeichen, daß es Gott für besser hält, daß wir von der Erde gehen, als daß wir länger auf derselben leben. Getrost also Constant! hier ist keine Zeit zu verlieren. Da

liegen

liegen Breter, merke er sich den Platz! wenn das Schiff nicht kann gerettet werden: so ergreife er nur gleich eins davon, schließe sich mit den Armen fest an, und überlasse sich den Wellen und dem guten Gott, dem Wind und Meer gehorsam ist. Hier ist eine Wurst! hier Zwieback! hier ein Messer! hier die Hälfte von meinem Gelde! verwahre er alles wohl! wenn er ans Land kommt, so wird ihm jede dieser Sachen unschätzbar seyn. Das ist alles, was ich zu seiner und meiner Rettung thun kann. Nun getrost! greife er frisch an, wo etwas zu thun ist!

Nun verlor sich mein Herr in das Getümmel, und ich bekam ihn nicht mehr zu sehen. Was ich thun sollte? wußte ich nicht. Bald aber erfuhr ich es. Die Wellen schlugen in das Schiff, das Schiff wurde leck, das heißt, es bekam durch das Hin- und Herstoßen des Windes Löcher, durch welche das Wasser eindrang, und alles, was auf dem Schiffe war, wurde commandirt, das Wasser auszupumpen. Ich pumpte, was meine Kräfte vermochten, und wir erhielten das Schiff, durch übermäßige Arbeit, die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen wurde aber die Gefahr immer größer, der Schiffskapitain ließ von Zeit zu Zeit die Kanonen lösen, um den Schiffen, oder den Landesbewohnern, die in der Nähe wären, unsere Noth anzuzeigen, und sie um Hülfe zu bitten. Aber — es erfolgte keine Hülfe — unsere Kräfte nahmen ab — das Wasser im Schiffe nahm zu — wir stunden end-

sich im Wasser bis unter die Arme. Da verließ allen der Muth, sie ließen die Pumpen stehen, und liefen davon.

Ich lief auch davon, gerade nach dem Orte hin, wo mir mein Herr die Breter gezeigt hatte, ergriff eins, schloß mich mit den Armen um dasselbe, stürzte mich damit in die See und schwamm davon.

Wie lange ich damit geschwommen bin, weiß ich nicht, weil ich keine Uhr bey mir hatte, und wenn ich sie bey mir gehabt hätte, doch nicht darnach hätte sehen können. Genug, da mich die Wellen eine zeitlang mit meinem Brete herum getrieben hatten, verließen mich meine Kräfte, es klang mir vor den Ohren, sehen konnte ich auch nicht mehr — ich seufzte: Gott! sey mir gnädig! — — — — — — — — — — — — —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Constant kömmt in der Wohnung der Seligen an.

Itzo schlug ich die Augen auf, und sahe starr vor mich hin. Da hörte ich, daß jemand lispelte: Gott Lob! er lebt!

Ich sahe mich um, und erblickte drey Männer, die mich liebreich ansahen. Ich sahe sie auch an, aber wei-

weiter konnte ich nichts thun, weil ich äußerst schwach war.

Nach einiger Zeit wurde ich aber warm, mein Herz schlug stärker, ich konnte die Zunge bewegen und fragte: wo bin ich?

Er spricht ja Deutsch! rief einer von ihnen aus, er ist ja unser Landsmann! Willkommen Landsmann! du bist unter guten Menschen! *)

*) Hier ist eine große Anmerkung nöthig. Herr Constant kommt nun in ein Land, wo alles besser eingerichtet ist, als in Deutschland. Dabey ist nun folgendes zu erinnern: erstlich: daß man deswegen nicht auf seinen Prediger, Amtmann, Edelmann, Fürsten u. d. g. unwillig werde, wenn es bey ihm nicht so geht, wie es gehen soll. Denn es ist jedermann, selbst unser würdiger, edeldenkender Kaiser gewissermaßen gefesselt, daß er nicht so viel Gutes thun kann, als — er will. So bald man etwas verbessern will, so lehnen sich gleich eine Menge Menschen dagegen auf, die durch die Verbesserung ein Paar Gulden von ihrer Einnahme verlieren würden. Schullehrer, die dieses Buch in ihren Schulen lesen lassen, werden besonders gebeten, ihre Schüler hierauf aufmerksam zu machen.

Zweytens, wird man bemerken, daß das Land, von welchem nun wird geredet werden, auf der Charte von Amerika gar nicht anzutreffen, und also der Weg dahin sehr schwer zu finden sey. Dieß erinnere ich deswegen, damit nicht etwa jemand durch die reizenden Erzählungen, die nun vorkommen werden, sich gerade zu verleiten lasse, sein Vaterland zu verlassen, und — nach Amerika zu gehen, um da die goldne Zeit zu finden.

Wie bin ich denn hieher gekommen? fragte ich weiter.

Das sollst du alles erfahren, lieber Landsmann, antwortete einer von den drey Männern. Itzo aber bedarfst du der Ruhe, und darfst nicht viel sprechen. Man brachte mir darauf einen Kräuterthee, der so kräftig war, daß er mir den Magen und alle Glieder durchwärmte. Sobald ich ein Paar Tassen zu mir genommen hatte, schlichen sich die Männer fort, und sagten: nun schlaf ruhig und sey ganz unbekümmert! es wird dir nichts zu Leide geschehen.

Wirklich fiel ich auch bald in einen Schlummer, der unaussprechlich süß war. Da ich erwachte, lag ich in einem ziemlichen Schweiße und befand mich so wohl, wie wenn ich neu gebohren wäre. Gott! sagte ich, ich danke dir, daß du mein Leben gerettet, und mich zu so lieben, guten Menschen geführet hast. In meinem Leben will ich es nicht vergessen, was du an mir gethan hast; ich will mich auch bestreben, ein recht guter Mensch zu werden, und jedem Unglücklichen und Betrübten gerne Hülfe leisten so viel ich kann.

Hast du wohl geruhet, lieber Landsmann? fragte mich ein junger Mann, der, ohne daß ich es bemerkt hatte, in einer Ecke des Zimmers saß.

Gott sey gelobt! war meine Antwort, ich habe einen herrlichen Schlaf gehabt.

Nun fuhr er fort, da wird es auch besser werden.

Er

Er befühlte darauf meinen Puls, und brachte mir eine saubere trockene Kleidung, die ich sogleich anlegte und aufstund. Als ich hierauf merken ließ, daß mich hungere, wurde mir eine zwar mäßige, aber kräftige Mahlzeit gebracht, die ich mit großem Appetite verzehrte.

Nun, dachte ich, willst du deine Neugierde auch stillen, und dich erkundigen, wer eigentlich die Leute sind, die es so gut mit dir meynen. Allein meine Neugier wurde nur schlecht befriedigt. Wie heißt denn, fragte ich, das glückliche Land, in welchem ich mich befinde?

Wirst du dadurch glücklicher, wenn du es weißt? war die Antwort. Ich sehe es dir an, daß du noch hunderterley Fragen auf der Zunge hast; ich bitte dich aber sehr, daß du mich damit verschonest. Ich bin nicht hieher geschickt worden, deine Neugier zu befriedigen, sondern für deine Verpflegung und Wiederherstellung deiner Gesundheit zu sorgen. Dieß will ich thun. Aber auf Beantwortung deiner Fragen kann ich mich nicht einlassen.

Dieß sind sonderbare Leute, dachte ich bey mir selbst, und gieng etwas unwillig im Zimmer auf und ab. Da mir aber die Zeit lang wurde, so fragte ich, ob mir nicht wenigstens erlaubt wäre, zum Fenster hinaus zu sehen? Dieß wurde mir zugestanden. Ich lief sehr neugierig nach dem Fenster zu, und glaubte durch dasselbe etwas von der Einrichtung dieser sonder-

baren Stadt zu sehen — allein ich irrete mich. Das Fenster gieng nach dem Meere zu, das noch sehr unruhig war, und ziemlich hohe Wellen schlug. Ich bekam weiter nichts zu sehen, als Meer und Wellen, und am Ufer einen Mann, der neben einer Kanone stund. Wozu ist diese Kanone da? fragte ich.

Statt der Antwort legte mir aber mein Gesellschafter seine Hand auf den Mund.

Unterdessen antwortete die Kanone selbst. Sie wurde gelöset, und kaum war der Knall geschehen: so kamen drey junge Männer herbeygesprungen, und unterredeten sich mit dem Manne, der bey der Kanone die Wache hatte. Dieser zeigte nach einem gewissen Orte auf dem Meere hin, wo etwas herum schwamm; sie sahen darnach, sprachen noch etliche Worte mit einander, dann warfen sie ihre Kleider ab und sprangen ins Meer. Mir lief es eiskalt über die Haut, da ich es sahe. Allein sie ruderten und schwammen im Wasser, wie die Enten, und waren nach ein Paar Minuten bey dem Dinge, das ich herumschwimmen sahe, brachten es ans Land, und siehe, es war ein halbtodter Mensch, der sich ebenfalls an ein Bret geklammert hatte.

In dem Hause, wo ich mich befand, entstund darauf ein Geräusch und ein starkes Hin- und Herlaufen, woraus ich schloß, daß er eben so, wie ich, hieher sey gebracht worden, und daß man sich nun bemühe, sein Leben zu retten.

Weiter erfuhr ich aber nichts, und ich mußte mich zur Ruhe legen, ohne daß meine Neubegierde im geringsten wäre befriedigt worden.

Den folgenden Tag erfuhr ich schon mehr. Da ich aufgestanden war, und mich angekleidet hatte: kamen wieder zwey Männer zu mir, dergleichen man hier zu Lande nur wenige sieht. Sie waren grade gewachsen, hatten eine gesunde Farbe, sahen etwas ernsthaft aus, aber auch so ehrlich und gutherzig, daß ich ihnen sogleich hätte um den Hals fallen mögen.

Lieber Fremder! sagte der eine, unser Gott hat dich uns zugeführt, daß wir eine Gelegenheit hätten, unsere Menschenliebe zu beweisen. Dieß haben wir gethan. Gott hat unsere Bemühungen so gesegnet, daß wir dein Leben gerettet haben. Darüber freuen wir uns nun, und sind gekommen, von dir zu erfahren, wie wir dir weiter nützlich seyn können.

Ach Gott! rief ich aus, und die Thränen liefen mir über die Backen, unter was für Menschen hast du mich geführt!

Findest du, fragte der Amerikaner, in unserm Verhalten vielleicht etwas außerordentliches? Konnten wir weniger thun, als wir gethan haben? sollten wir dich vielleicht im Meere hülflos versinken lassen? da wir dich aus dem Wasser gezogen hatten: dich hülflos liegen lassen? oder, da wir dir nun geholfen haben, sollen wir dich sogleich wieder in die weite Welt schicken?

J. Ach Gott was für Menschen!

A. Haben wir mehr gethan, als das, was j e d e s Menschen Pflicht ist? und wären wir nicht Unmenschen gewesen, wenn wir weniger hätten thun wollen?

J. Ach! die Menschen sind aber so selten, die diese ihre Pflicht thun! In unserm Lande geschieht es gar oft, daß man die Fremden, die in einer Flur krank werden, oder verunglücken, sogleich in eine andere Flur schafft, damit die Gemeine keine Kosten davon habe.

A. Ich weiß es wohl. Aber eben deswegen ist auch in eurem Lande so viel Jammer und Elend, und ihr pflegt zu singen:

Hier ist der Mensch in stetem Jammer,
Mit Jammer kommt die Abendruh;
Mit Thränen geht er aus der Kammer,
Mit Trauren bringt er alles zu.

Dieß kommt daher, weil unter euch die Menschenliebe so sehr erkaltet ist. So wie die Menschenliebe in einer Gesellschafft zunimmt, so verliert sich auch der Jammer und das menschliche Elend. Laß es seyn, lieber Fremder! und wenn du weißt, daß die Zahl der guten Menschen klein ist, so sey D u brav! damit durch d i ch die kleine Zahl vergrößert werde.

J. Das will ich gewiß thun. Ich habe auch ein Beutelchen voll Geld bey mir gehabt; wenn sich dieses wiederfände: so wollte ich gern alle Unkosten ersetzen, die meinetwegen auflaufen.

A. Dein

A. Dein Beutelchen voll Geld ist da, und wird dir nebst allem, was sich in deiner Kleidung gefunden hat, zugestellt werden. Meynest du vielleicht, daß bey uns das Strandrecht eingeführt ist? *)

Ich schämte mich und schlug die Augen nieder. Darauf wurde ich nach meinem Namen, meinem Alter, meinem Geburtsorte und meiner Profession gefragt, und alle meine Antworten wurden niedergeschrieben. Da ich ihm auf die letzte Frage antwortete: ich sey ein Leineweber, fragte er weiter: hast du sonst nichts gelernt, womit du dir deinen Unterhalt erwerben kannst?

J. Gar nichts weiter.

A. Ja das ist der Deutschen Nationalfehler, daß sie nur immer einerley lernen. Einer lernt Leineweben, der andere Seide weben, der dritte predigen, der vierte curiren. Durch diese üble Gewohnheit thut ihr euch

*) Anmerk. Das Strandrecht ist ein Recht, welches verschiedene christliche Staaten, die nahe am Meere liegen, haben, die verunglückten Schiffe zu berauben, und diejenigen, die sich ans Ufer retten, zu plündern. Es pflegen daher, in solchen Gegenden, die Herren Geistlichen den lieben Gott in ihren Kirchengebeten anzurufen, daß er den Strand segnen, oder daß er recht viele Schiffe zerschlagen und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle. Da unsere mehresten Regenten itzo alles zu bessern suchen, so werden sie ohne Zweifel auch diesen Misbrauch abschaffen.

euch schrecklichen Schaden. So lange man eure Arbeit nöthig hat: geht es zur Noth; so bald aber Zeiten kommen, wo sie nicht gesucht wird, da geht das menschliche Elend an. Da müßt ihr umher laufen und eure Arbeit ausbieten, müßt um einen elenden Lohn arbeiten, und gerathet in Schulden, Sorgen und Kummer. Da habt ihr freylich Ursache zu singen: Hier ist der Mensch in stetem Jammer.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Constant muß sich untersuchen lassen.

Wir wollen nun weiter fortfahren. Lieber Deutscher, du siehst, daß wir für dich gern alles thun wollen, was wir können. Aber nun mußt du dir noch eine kleine Untersuchung gefallen lassen. Sie ist nöthig, um deinetwillen, damit wir sehen, was dir fehlet, und um unsertwillen, damit du uns nicht etwa von deinen Europäischen Unreinigkeiten und Krankheiten Etwas mittheilest.

J. Erlauben Sie mir —

A. Ich bin nur eine Person, ich heiße nicht Sie, ich heiße Du.

Erlaube mir also, sagte ich, daß ich dir meinen Paß zeige!

A. Den

A. Den habe ich lange gesehen; es stund aber darinne nicht, daß du von Läusen, Grind, Krätze u. s. w. frey wärest. Wenn's auch drinne gestanden hätte: so ist er ja schon ein Jahr alt, während der Zeit hättest du Gicht und Pest und alles bekommen können. Kurz auf deinen Paß können wir nicht gehen, du mußt dich untersuchen lassen. Die Gesundheit ist unser Bestes, was wir haben, und es ist deswegen unsere theure Pflicht, darauf zu sehen, daß unsre Gesundheit durch Aufnahme kranker Fremden nicht in Gefahr komme.

Holster! (so hieß der andere Amerikaner) fang die Untersuchung an! Hast du die Kleidung und das Hemde untersucht? hast du nichts in den Nähten gefunden?

H. Ich habe alles untersucht, und nichts lebendiges bemerkt.

A. So untersuche die Haare und den Kopf!

H. Es ist alles reine.

A. Siehe ihm in den Hals, ob auch das Zäpfchen noch unversehrt ist!

H. Auch das ist gut.

A. Wie viel hat er Zähne?

H. Ja das kann ich sogleich nicht ausrechnen: 22 ganze, einen zwey Drittelzahn, zwey halbe und drey Viertelszähne.

A. Das dachte ich wohl. Wenn einmal ein Europäer zu uns käme, der alle seine Zähne noch hätte:

so

so müßte sein Name in unser Verzeichniß der entdeckten Seltenheiten eingetragen werden*).

A. Bemerkst du am Halse nichts von Fisteln und Verhärtungen?

H. Gar nichts.

A. Untersuche seine Hände genau zwischen den Fingern und Gelenken, ob er nicht etwa die Krätze habe!

H. Gehabt mag er sie wohl haben, aber itzo ist er reine.

A. Er hat doch wohl nicht Gichtknoten an den Fingern?

H. Auch davon finde ich keine Spur.

A. Er hat doch wohl keinen Bruch? untersuche ihn genau!

H. Auch davon ist er frey.

A. Das ist ein Wunder. Wenn drey Europäer zu uns kommen: so kann man als bekannt annehmen, daß immer der dritte einen Bruch habe**).

Hier-

*) Es ist traurig, daß man sich solche Vorwürfe von einem Amerikaner muß machen lassen. Aber sind sie nicht gegründet? Die Ursache, warum die Europäer in der Blüte ihrer Jahre schon die Zähne zu verlieren pflegen, ist: weil es den Kindern nicht gesagt wird, was sie thun müssen, um ihre Zähne zu erhalten. Im Jahrgange 1788 und 1790 des Boten aus Thüringen ist davon so weitläuftig gehandelt werden, daß es überflüssig wäre, noch einmal davon zu reden.

**) Die Ursachen, warum die Brüche unter uns so gewöhn-

Hierauf wurde noch untersucht, ob ich von venerischen Krankheiten, und der güldnen Ader frey sey? Da ich nun auch hiervon frey gesprochen wurde: lächelte der Amerikaner und sagte: nun es ist mir lieb, daß du bist so rein befunden worden; du mußt doch ziemlich ordentlich gelebet haben. Unterdessen wirst du dir es gefallen lassen, daß du noch einige Zeit in diesem Hause genau beobachtet wirst, ehe du ausgehen darfst. Die Gesetze unsers Landes bringen es so mit sich. Man kann auf euch Leute nicht aufmerksam genug seyn. Ihr lernt eine Menge Sachen, nur eins lernt ihr nicht, wie man seinen Körper gesund erhalten kann. Daher fehlts euch, fast allen, bald da, bald dort. Lebe unterdessen wohl, und sey wegen deiner Verpflegung ganz unbekümmert! es ist schon für alles gesorgt worden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von Producten und Fabrikwaaren.

Wirklich erfuhr ich es, daß dieses Versprechen gehalten wurde. Ich hatte täglich meine gute Kost, meine

reinliche

wöhnlich sind, sind sehr mannigfaltig. Eine der vorzüglichsten aber ist gewiß die fehlerhafte Einrichtung der Hosen. Hiervon ist in „Salzmanns pädagogischen Bedenken über das merkwürdige Buch des Hofraths Faust“ umständlich gehandelt und gezeigt worden, wie die Hosen besser können eingerichtet werden.

reinliche Wäsche und Schlafstelle, denn Bette kann ich es nicht nennen, weil keine Federn darinne waren, und zur Gesellschafft hatte ich auch immer Jemanden bey mir. Ich merkte aber gar bald, daß die Leute, die immer mir zur Gesellschafft gegeben wurden, nicht blos zum Zeitvertreibe, sondern vorzüglich deßwegen da waren, daß sie mich ausfragen, und von mir zu erfahren suchen mußten, ob ich an der Seele eben so gesund, wie am Leibe, sey. Da half mir das nun sehr viel, was ich in Erfurt von dem Herrn Major und hernach von dem Herrn von Assof, gelernt hatte. Wäre ich noch so einfältig gewesen, wie ich dazumal war, als ich mich unter die kaiserlichen Soldaten anwerben ließ: so würde man eine schlechte Meynung von mir bekommen haben. So fragte einmal einer meiner Gesellschaffter: dir wird wohl die Zeit recht lang?

Ja wohl! ja wohl! sagte ich.

G. Wie wäre es, wenn ich eine Spielgesellschafft zusammen zu bringen suchte, daß du in der Charte spielen könntest?

J. Ich bin kein Freund vom Chartenspiele.

G. Es ist aber doch eine hübsche Sache damit, man kann sich so artig die Zeit damit vertreiben.

J. Wenn man Lust hat, etwas zu thun: so fehlt es niemals an Zeitvertreibe. Verschaffe mir Arbeit: so habe ich kein Chartenspiel nöthig!

G. Was schadets denn aber, wenn du wenigstens itzo spielst, so lange du hier in Verwahrung gehalten wirst?

J. Sehr viel: denn erstlich werde ich dadurch abgehalten, etwas nützliches zu thun, zweytens gewöhne ich mich dadurch an das Spiel, und weiß nicht, ob ich es hernach werde lassen können.

G. Wenn du nun durchaus arbeiten willst: so sage doch, was für eine Arbeit du verlangst.

J. Gieb mir wenigstens etwas zu zwirnen, bis ich Erlaubniß habe, auszugehen, und bey einem Meister arbeiten kann!

G. Gut! du sollst heute noch etwas zu zwirnen bekommen.

Er verließ mich darauf, brachte mir bald hernach eine Zwirnmaschine, und ich befand mich nun ungemein wohl, da ich doch etwas nützliches thun konnte.

Gut war es, daß ich so geantwortet hatte: denn nach der Zeit erfuhr ich, daß es im ganzen Lande keine Spielkarten gab, und niemand zu finden war, der mit mir hätte spielen können.

Unterdessen gieng es mir doch immer im Kopfe herum, daß ich mich gar nicht nach der Beschaffenheit und der Einrichtung dieses Landes erkundigen durfte.

Da also den vierten Tag wieder ein Gesellschafter zu mir kam: so fragte ich gleich: warum darf ich mich denn gar nicht nach der Einrichtung dieses Landes erkundigen?

Lieber Fremder! antwortete mir Stone, so war sein Name: wir haben dich nun geprüfet, und gefunden, daß du ein ehrlicher, vernünftiger, Mann bist,

mit dem man etwas sprechen kann. Itzo kannst du fragen, was du willst.

Erst hatte ich tausenderley Fragen zu thun, und nun, da ich fragen sollte, wußte ich kein Wort vorzubringen. Endlich fiel mir ein, daß mich der Herr Major in Erfurt einmal fragte: wornach willst du dich in der Welt umsehen? meine erste Frage, die ich that, war also diese: was giebts denn hier zu Lande für Producte?

St. Wir haben hier vielerley Producte, und bekommen mit jedem Jahre mehrere. Aber unser vorzüglichstes Product sind die Kinder.

J. Die Kinder? und welches sind denn eure vorzüglichsten Fabriken?

St. Die Kinderfabriken.

J. (lautlachend) Ich glaube, du verstehst mich nicht. Producte nennen wir das, was in einem Lande erzeugt wird —

St. Unsere Kinder werden ja erzeuget.

J. Und durch Fabriken verstehen wir Werkstätte, wo mehrere Menschen etwas verfertigen.

St. Das sind ja unsere Kinderfabriken. Erst thun Vater und Mutter das Ihrige an dem Kinde, hernach kömmt es in die Erziehungshäuser, wo es ausgebildet wird.

J. (den Kopf schüttelnd) Ich weiß nicht aus dir klug zu werden. Mein Lebetage habe ich nicht gehöret,

daß

daß man die Kinder zu den Producten des Landes oder zu den Fabrikwaaren rechnet.

St. Das glaube ich wohl. Ich bin ein Engländer, stamme aus Europa her, und weiß also gar wohl, wie ihr Herren zu denken und zu handeln pflegt. Da macht ihr große Anstalten, den Acker zu verbessern, und schreibt in den Zeitungen davon, wie ihr recht vielen Flachs, Hanf, Getreide, Krapp u. d. gl. gewonnen habt. Ihr findet immer neue Mittel, die Schaaf- Pferde- Rindvieh- und Schweinezucht zu verbessern; und unter der Zeit, daß ihr das alles thut, schnürt ihr den Leib eurer Mädchen mit Schnürbrüsten zusammen, und macht sie so untüchtig, ein starkes Kind zur Welt zu bringen und zu säugen, und bemerkt nicht, daß eure Jünglinge zum Theil so blaß, wie die Gespenster, umher wandeln. Ihr sucht es einander in Verfertigung der Leinewand, der Tücher, des Porcellans, der Stahlarbeiten, zuvor zu thun; ists euch aber wohl eingefallen, eure Nachbarn in der Erziehung zu übertreffen*)? Daher fühlt ihr auch die Folgen davon. Eure Aecker sind oft bis zum Erstaunen fruchtbar, und eure Weiber sind größtentheils elend und kraftlos; eure Lämmer

 und

*) Wenn Stone itzo Deutschland besuchen sollte, so würde er gewiß Provinzen finden, welche die harten Vorwürfe, die er uns macht, nicht treffen. Man fängt ja fast allenthalben an, die Erziehung zu verbessern, und verschiedene Deutsche Fürsten befördern und unterstützen die Verbesserung.

und Kälber zeigt ihr stolz den Fremden, und es ist eine Lust, sie zu sehen; blickt man hingegen auf eure Kinder, so möchte man oft Thränen vergießen, was es für elende bejammernswürdige Geschöpfe sind; in den Straßen, wo die schönste Leinewand, die vortreflichsten Tücher, seidnen Zeuge, Tapeten, Stahlwaaren, Ringe, Uhren, Gaukelmännerchen, zum Verkaufe stehen, wanken dickbäuchichte, bucklichte, grindigte, blasse, krumbeinige Kinder umher; unterdessen, daß ihr die Pferde zureitet, die Schaafe in Horden sperret, zerren sich oft eure Knaben bey den Haaren herum, oder beschädigen die Bäumchen, die ihr gepflanzet habt.

Wir denken hierinne ganz anders; bey uns ist es, ein für allemal, angenommen, das beste Landesproduct ist das Kind, die beste Fabrikwaare ist das Kind. Daher speculiren wir auf nichts mehr, als wie wir recht gesunde, starke, gute, kluge, fleißige, Kinder bekommen wollen. Da unser Oberhaupt sein Amt antrat, hielt er eine sehr herzliche Rede, die gedruckt und unter die Landesbewohner ausgetheilt wurde. Ich habe daraus folgendes behalten: „Was mir am mehresten am Herzen liegt, das ist die Kinderzucht. Ehe wir darauf denken, wie wir gute Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine erziehen wollen: so laßt uns erst darauf denken, gute Menschen zu erziehen! ehe wir Anstalten machen, unsern Flachs, Wolle, Tücher, zu veredeln: so laßt uns erst unsere Kinder veredeln! Sind erst unsere Kinder recht gut: so werden wir auch

bes-

bessere Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine, Flachs, Hanf, Tücher, Stahlarbeiten, kurz alles werden wir besser bekommen. Bedenkt nur selbst, durch wen werden denn alle diese Dinge verbessert? durch den Menschen. So bald also dieser verbessert ist: so verbessert sich alles, was um ihn ist."

Wenn du nur erst unsere Kinder siehst: so wirst du gleich — doch du sollst sie erst sehen!

J. Es will mir nicht recht in den Kopf. Der Mensch will doch leben, und, wenn er leben will, muß er Geld haben.

St. Das versteht sich.

J. Nun bedenk einmal selbst! Alle andere Produkte und Fabriken bringen Geld ein, die Kinder kosten ja aber Geld. Und wer giebt etwas dafür? verkauft ihr vielleicht eure Kinder?

St. Ha! Ha! Ha! Mein lieber guter Deutscher! du urtheilst noch, wie deine mehresten Landsleute. Bey uns berechnet man den Reichthum der Bürger nach der Menge ihrer Kinder. In unserm Orte hält man den Retfield für den reichsten Mann — und warum? weil er dreyzehn Kinder hat.

J. Ich kann es nicht begreifen. Wie viel kostet es, ein Kind zu ernähren, zu kleiden, unterrichten und erziehen zu lassen! Wie viel Sorgen macht die Ausstattung und Mitgabe! und was bringts ein? bey uns gar nichts. Bey uns sind daher die ärmsten Leute diejenigen, die die mehresten Kinder haben.

St. Das glaube ich ganz wohl. Aber bey uns ist alles ganz anders. Höre, lieber Deutscher! es sieht dir viel Ehrlichkeit aus den Augen, ich will dich also mit unserer Kinderzucht etwas bekannter machen. Merke aber auf!

J. Das will ich gerne thun.

St. Etwas kostet die Erziehung der Kinder allemal. Aber kostet es nicht auch etwas, wenn man Roggen, Gerste, Flachs, bauen will? Zehn Kinder kosten bey uns gewiß nicht mehr, als bey euch eins.

J. Das wäre curios.

St. Curios ist es freylich, aber wahr ist es doch. Bey Erziehung unserer Kinder fallen tausend Ausgaben weg, die ihr habt.

J. Ihr seyd sonderbare Leute.

St. Das sind wir auch. Unterdessen sind wir doch glücklich, und befinden uns bey allen unsern Sonderbarkeiten wohl. Für Medicin brauchen wir z. E. bey unsern Kindern gar nichts auszugeben.

J. Wie macht ihr denn das?

St. Wir lassen sie nicht krank werden.

J. Das ist wohl leicht gesagt, aber —

St. Aber — eben so leicht ausgeführt. Wenn ein Kind gesund gebohren wird, gesunde Speisen, gesundes Wasser, gesunde Luft genießt, täglich in freyer Luft sich bewegt, von kranken Leuten entfernt wird — wovon soll es denn krank werden? Entsteht ja bisweilen eine Unordnung in dem Körper eines Kindes: so

weiß

weiß jeder Hausvater schon die wohlfeilsten Mittel, womit er ihm helfen kann. Hunger kostet kein Geld, Bewegung und frisches Wasser auch nicht. Dieß sind immer unsere drey Hauptarzeneyen. Das Uebrige, was etwa noch nothwendig seyn möchte, sammlen wir selbst auf unsern Spaziergängen ein. Da wir keine kranken Kinder haben: so fallen auch alle die Ausgaben weg, die bey den Kranken nöthig sind. Wir brauchen keine Wärterinnen, keine Labetränkchen, keine theuren Delicatessen zu ihrer Erquickung. Die Speisen kommen uns auch nicht theuer zu stehen, das Gemüse bauen die großen Kinder mehrentheils selbst, Milch, Butter, Käse, Obst hat jeder in seinem Hause, so viel er braucht, und Fleisch bekommen sie nur dann, wenn es der Vater bezahlen kann.

J. Da kann ich mir leicht vorstellen, daß die Kleidung auch sehr wohlfeil seyn wird.

St. So wohlfeil, daß ich glaube, dreyßig hiesige Kinder zu kleiden, koste kaum so viel, als bey euch bisweilen eins. Daß wir bey dem Kopfe anfangen! denn Pelzmützen brauchen sie nicht.

J. Das kann ich mir leicht vorstellen. Man fängt ja schon in Deutschland an, sie wegzuwerfen, und sie sind nur noch bey unwissenden Leuten gewöhnlich, die ihre Schädlichkeit nicht kennen.

St. Aber unsere Kinder brauchen gewöhnlich nicht einmal Hüte. Wir glauben, die beste Stärkung für den Kopf wäre die frische Luft und der Regen.

Wäre es da nicht Thorheit, wenn man Geld ausgeben wollte, um die Stärkungsmittel vom Kopfe abzuhalten? daß wir die Kinder nicht frisiren lassen, kannst du leicht denken.

J. Auch dieß kommt in Deutschland aus der Mode. Ich habe schon Kinder aus den vornehmsten Häusern gesehen, die mit abgestutzten Haaren giengen.

St. Die werden sich auch sehr wohl dabey befinden. Da alle unsere Kinder mit offenem Halse und bloßer Brust gehen: so ersparen wir alles Geld, was bey euch die Halstücher, Halsbinden, Halsschnallen, Brusttücher und d. gl. kosten.

J. Die Kinder der Vornehmen fangen itzt bey uns auch an so zu gehen. Der gemeine Mann kann aber noch immer nicht dazu beredet werden. Dieser glaubt, die Kinder könnten sich leicht erkälten, wenn sie den Hals und die Brust nicht wohl verwahrten. Deßwegen läßt er ihnen Brusttücher machen, bindet ihnen Halsbinden, oder dicke Schnupftücher um. Ja ich habe Leute gekannt, die im Winter den Kindern so gar Fuchsschwänze um den Hals banden.

St. Und von diesen Kindern starben doch wohl viele?

J. Gewaltig viele. Wenn bey uns hundert Kinder gebohren werden, so kann man sicher rechnen, daß funfzig davon sterben, ehe sie das sechzehnte Jahr erreichen.

St. Das

St. Das wäre für uns freylich ein großer Schade, für euch ist es aber gut, weil ihr glaubt, daß viele Kinder den Menschen arm machen. Doch nun laß uns weiter gehen, und die Kosten berechnen, die bey uns die Erziehung der Kinder verursachet. Die wenige Kleidung die sie tragen, ist sehr wohlfeil. Von Sammet und Seide wissen wir gar nichts, von Tuch sehr wenig, die ganze Kleidung ist mehrentheils aus Linnen gemacht. Dieß kostet nicht viel, ist leichte, und kann, wenn es schmuzig ist, bald wieder gereinigt werden. Bey den Hosen ersparen wir wieder etwas: diese sind nicht einmal gefüttert.

J. Von Linnen und nicht einmal gefüttert? Ich dächte doch wirklich, das wäre für die armen Kinder zu kühle.

St. Leichte ist diese Kleidung freylich. Allein wir sind nun einmal überzeugt, daß die Kälte stärket; deßwegen ist uns gewöhnlich diejenige Kleidung die liebste, durch welche die freye Luft recht ungehindert streichen kann.

J. Wenn die Betten eurer Kinder so eingerichtet sind, wie das, auf welchem ich bisher geschlafen habe: so werden sie wohl auch nicht viel kosten.

St. Ha! ha! ha! wie ist es dir bekommen?

J. Recht sehr wohl.

St. Das ist mir lieb, die Betten unserer Kinder sind eben so eingerichtet. Das Bettgestelle ist allezeit von Erlenholz. Dieß kostet sehr wenig: weil wir Er-

len im Ueberfluß haben; da wir alle nassen Plätze damit bepflanzen lassen.

J. Bey uns werden alle Bettstellen von Tannen- oder Fichtenholze gemacht.

St. Ich weiß es wohl. Aber ich weiß auch, daß ihr fast alle von Wanzen geplagt werdet. Dieß kömmt mit von euren tännenen und fichtenen Bettstellen. Die Wanze nistet blos im harzigten Holze. Deßwegen wirst du in unsern Bettstellen nie eine Wanze finden.

J. Das will ich mir doch merken.

St. Du thust wohl daran. In diese erlene Bettstelle legen wir nun einen Sack, der mit Stroh ausgestopfet ist, über denselben ein leinen Tuch, darauf ein Kopfkissen, das ebenfalls mit Stroh ausgestopfet ist, dann eine Decke mit Wolle durchnähet, zwischen welche wieder ein leinen Tuch kommt. In diesen Betten befinden sich nun unsere Kinder sehr wohl, sind gesund und stark.

J. Bey uns würde man glauben, dergleichen Betten wären für Kinder zu hart.

St. Hart und weich, nachdem die Kinder sind. Wenn unsere Kinder freylich den ganzen Tag in der Stube säßen, und von einem Stuhle zum andern rückten, und kämen hernach auf die Strohsäcke; so würden sie ihnen sehr hart seyn; aber — da sie einen großen Theil des Tages mit Arbeiten, Laufen und Springen zubringen: so machen sie sich ihre Stroh-

säcke

säcke weich. Sie schliefen, wenn man es von ihnen verlangte, vielleicht auf dem bloßen Fußboden des Zimmers.

J. Das ist nun alles gut. Wenn aber eure Kinder gute, brauchbare, Leute werden sollen: so müssen sie doch unterrichtet werden. Dieß kostet ja Geld!

St. Freylich kostet es Geld. Aber das Geld bezahlt die Gemeine. Wer uns ein gesundes Kind liefert, der giebt an die Gemeine ein Kapital, das gar reichliche Zinsen einträgt. Soll denn dieß der Eigenthümer verzinsen? das wäre ja höchst unbillig. Die Gemeine, die das Kapital erhält, verzinset es. Sie läßt daher die Kinder aller Glieder der Gemeine unterrichten, und bezahlt dafür alles, was zu bezahlen nöthig ist.

J. Kann denn da ein Kind alles lernen, wozu es Lust und Fähigkeit hat?

St. Alles.

J. Habt ihr denn Goldbergwerke?

St. O ja, sehr viele. Jeder gute Kopf, den wir haben, ist uns ein Goldbergwerk!

J. Hum! die Leute in unsern Gemeinen haben ja auch Köpfe; da müßten wir ja auch Goldbergwerke haben.

St. Ja mit dieser Art von Goldbergwerken ist's eine curiose Sache. Es ist erstlich nicht genug, daß man einen Kopf hat, sondern es muß auch was drinne seyn, und wenn etwas hinein kommen soll, so muß es

erst

erst durch den Unterricht und die Erziehung hinein gelegt werden. Hieran fehlts bey euch noch gar sehr. Ich mag aber darüber nicht viel reden, damit ich dich nicht böse mache.

J. Meinetwegen kannst du sagen, was du willst. Ich habe auch schon davon ein Liedchen auf meiner Reise singen hören. Du willst mir vielleicht sagen: wir lernten blos glauben, aber nicht nachdenken. Hab ich es nicht getroffen?

St. Getroffen! Ferner so ists nicht genug, daß man etwas in dem Kopfe hat, sondern man muß auch die Erlaubniß und Freyheit haben, davon Gebrauch machen zu dürfen.

In Ansehung dieses Punkts ist nun bey uns eine vortrefliche Einrichtung. So bald jemand ein neues Mittel erfindet, sich Nahrung zu verschaffen: so wird es der Gemeine vorgetragen: findet diese es gut, so freuen wir uns alle darüber, und jeder thut, was er kann, um ihm beförderlich zu seyn. Ist das bey euch auch so?

J. Das kann ich nun nicht sagen. Bey uns ist gar ein böses Ding, das heißt der Nahrungsneid; dieser verleitet die Leute, daß sie auf jeden, der gute Nahrung hat, oder eine neue Erfindung macht, hakken und beißen.

Ich wollte noch weiter sprechen; er druckte mir aber die Hand, verließ mich und sagte: itzo müssen

wir

wir uns trennen, lieber Freund! weil ein Geschäffte meiner wartet.

Es besuchten mich hierauf noch verschiedene, die mit allerley curiose Sachen von der Einrichtung des dortigen Landes sagten, das ich aber nicht alles erzählen kann.

Dreyßigstes Kapitel.

Dieß Kapitel handelt von einer merkwürdigen Gottesverehrung.

Nun wurde es Sonntag, und ich bat um Erlaubniß, mit in die Kirche zu gehen. Ich erhielt sie zwar, aber man sagte mir ernstlich, daß ich ja nicht plaudern, ja kein Geräusch machen, auch nicht einmal mitsingen dürfe, bis ich mich gewöhnt hätte, so zu singen, wie es bey ihnen Gebrauch wäre.

Die Kirche war sehr reinlich und helle, und, obgleich ziemlich viele Leute darinne waren: so war doch alles so stille, daß man hätte eine Maus können husten hören. Da ich etliche Minuten drinne gewesen war: wurde mit einem Glöckchen ein Zeichen gegeben, worauf die Thüren sogleich geschlossen wurden.

Nun sang man ein Paar Verse, die mir durch Mark und Bein giengen — und ich erinnere mich nicht, daß mich ehemals ein anderes Lied so gerühret

hätte. Woher, dachte ich bey mir selbst, mag dieß wohl kommen? Und ich konnte keinen andern Grund angeben, als diesen, daß erstlich die ganze Gemeine so sanfte sang, und kein einziger laut schrie; und daß zweytens die Verse an sich selbst so schön und so deutlich waren, daß ich alle Worte verstund, die darinne vorkamen. Nun trat der Prediger auf, und hielt eine Rede, die auch recht schön und verständlich war. Er sprach über den menschlichen Leib, und zeigte, daß er das Werkzeug sey, durch welches die Seele nicht nur erführe, was um sie herum vorgienge, sondern auch ausführe, was sie sich vorgenommen hätte.

Zum Schlusse ermahnte er uns auch, daß wir uns hüten sollten, daß dieß Werkzeug nicht, durch unsere Schuld, verletzet würde, und es fleißig gebrauchen, damit seine Kräfte nicht einrosteten; lobte auch die Gemeine, daß sie die Jugend so fleißig zum Schwimmen, Laufen, Springen, und allerley andern Leibesübungen und Handarbeiten gewöhnete. Was hilft, sagte er, das gute Herz, wenn man nicht auch einen geschickten, dauerhaften, Körper hat, womit man seinem Nebenmenschen dienen, und in der Noth beyspringen kann?

Am Ende hielt er noch ein kurzes Gebet, welches ohngefähr folgendermaßen lautete: Wir danken dir, Gott! daß du unsere Gemeine willig gemacht hast, unsern verunglückten Brüdern, die in der vorigen Woche in den Meereswellen schwammen, mit Gefahr ihres

ihres eigenen Lebens, beyzuspringen; und daß du ihre Bemühung so segnetest, daß sie verschiedene vom Tode erretteten.

Laß es sie recht innig und lebhaft fühlen, was es für eine große, göttliche, Freude sey, seinen Bruder zu retten! laß es auch die geretteten Fremdlinge fühlen, damit ihr Herz von Menschenliebe warm werde, und sie künftig auch gern ihrem Bruder, wenn sie ihn in Noth erblicken, beyspringen und ihn retten; daß es so recht sichtbar werde, daß wir deine Kinder sind, Vater! der du hilfst und vom Tode errettest! Amen!

Die ganze Gemeine antwortete hierauf dreymal: Amen!

Ich wurde unter diesem Gebete so weich, daß mir erst die Thränen aus den Augen stürzten, und ich am Ende laut schluchzen mußte. Da ich nun noch mehrere schluchzen hörte: sahe ich mich um, und erblickte zwar in aller Augen Thränen, vorzüglich hatten aber fünf Personen die Gesichte hinter die Schnupftücher verborgen und schluchzeten. Aus ihrer Europäischen Kleidung schloß ich, sie möchten wohl auch von dem Schiffe seyn, auf welchem ich mich befunden hatte.

Nachdem nun noch einige Verse waren gesungen worden, die sich zu der Predigt schickten: so gieng die Versammlung aus einander. Aber auch bey dem Auseinandergehen sahe man lauter Ordnung. Es war da kein solches Drängen und Durcheinanderlaufen, wie

oft

oft in unsern Kirchen zu sehen ist; sondern jedes gieng, wenn die Reihe an ihn kam; erst die Mädchen, dann die Jungfern, ferner die Weiber, und endlich die Witwen; dann kam das männliche Geschlecht in eben dieser Ordnung.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Constant lernt die glückseligen Menschen näher kennen.

Da wir aus der Kirche waren, sagte mir mein Begleiter: ich solle sogleich zum Vorsteher der Gemeine kommen. Ich gieng mit, und sahe bey dieser Gelegenheit einen Theil des Orts, ich weiß nicht, ob ich ihn Stadt oder Dorf nennen soll.

Die Straße, durch welche ich gieng, war schnurgerade gebauet, daß sie die Luft durchstreichen konnte, schön gepflastert, und etwas abhängig. Zwischen jedem Hause war ein Raum, wohl von dreyßig Fuß. Vermuthlich wegen Feuersgefahr.

Da wir durch die Hälfte der Straße waren, blieb mein Begleiter vor einem Hause stehen, klopfte an und sagte; hier wohnt unser Vorsteher!

Ein junger blühender Mensch, der gerade so gekleidet war, wie es Stone beschrieben hatte, öffnete die Thür, und fragte: ist das Constant, den mein

Vater gern sprechen will? Mein Begleiter nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann faßte treuherzig meine Hand und führte mich die Treppe hinauf, zu seinem Vater, dem Vorsteher der Gemeine. Dieß war eben der treuherzige, freundliche, Mann, der vor einigen Tagen mich so genau examinirte.

Freundlich bot er mir die Hand und fragte: bist du nun vollkommen gesund? und, da ich für alles genoßne Gute danken wollte: legte er mir die Hand auf den Mund. Hast du, fuhr er fort, noch etwas zu wünschen?

J. Nichts als Arbeit.

V. Die sollst du haben. Aber als Leineweber ist für dich itzo nichts zu thun da.

J. Wie so? giebts hier keine Leineweber?

V. Genug! diese arbeiten aber nur im Winter. Den Sommer über sind sie auf dem Acker und im Garten geschäftig, damit sie die freye Luft recht genießen, und durch den Feld- und Gartenbau Kraft in die Arme bekommen. Ich bin selbst ein Leineweber.

J. Du?

V. Warum wunderst du dich darüber?

J. Deßwegen, weil du so gesund und frisch aussiehst. Bey uns sind meine Zunftgenossen fast alle hager und bleich.

V. Woher dieß komme, wirst du nun schon wissen. Auf diese Art, wie bey uns das Leineweben getrieben wird, bleiben wir alle frisch, gesund und ohne

Sorgen. Den Sommer hindurch sorgen wir für Essen, Trinken und Holz, und den Winter hindurch verfertigen wir unsere Kleidung. Dabey können wir noch immer so viel verkaufen, daß wir von dem Gelde noch viele andere Ausgaben bestreiten können. Was willst du denn aber arbeiten, wenn du sonst nichts gelernt hast, als weben? Unsere Gemeine will itzo einen neuen Garten anlegen, auf einem Platze, wo noch ein Hügel abzutragen ist. Willst du da mit arbeiten? Im Anfange wird dir diese Arbeit freylich nicht schmekken, weil du daran nicht gewöhnt bist: versuche es aber nur erst vier Wochen, dann wirst du gewiß mehr Kräfte in deinen Armen verspüren.

J. Herzlich gerne will ich alle Arbeiten thun, die man mir anweiset, damit man mich nur nicht für einen Müssiggänger halte.

V. Gut! Morgen soll dir also dein Stück Arbeit angewiesen und bestimmt werden, wie viel du dafür erhalten sollst. Heute speisest du noch auf unsere Kosten, von morgen an für dein eignes Geld. Weißt du wohl warum?

J. Vermuthlich deßwegen, weil ich mich nun selbst ernähren kann.

V. Ganz recht! Wir unterstützen gern jeden, so viel wir können, wir verlangen aber auch, daß jeder sich selbst helfe, so bald wir ihn aus der Noth gerissen haben.

J. Darf

J. Darf ich mich nun nicht ein wenig im Orte umsehen?

V. Im Orte wohl, aber noch nicht in den Häusern. Bisher hörten wir dich reden, und waren mit dir zufrieden. Nun wollen wir dich auch handeln sehen. Sind wir dann auch mit dir zufrieden: dann wollen wir dir alles zeigen, was du verlangst. Itzo gehe wieder in deine Herberge!

Ich gieng fort, aber etwas traurig, weil ich nicht wußte, wie ich den Tag hinbringen sollte. Unterdessen wurde mir die Zeit doch nicht lang. In meiner Herberge fand ich eine gute Mahlzeit, bey welcher sich auch etwas Braten und ein Glas Wein befand. Da mir dieß letztere überreicht wurde, sagte man mir: heute leben wir etwas höher, weil es der Tag der Ruhe und Erquickung ist.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Von den Erbauungen und der Religion dieser glückseligen Menschen.

Nachdem ich mich gesättiget hatte: trat der Prediger in die Stube, der mich heute so sehr erbauet hatte. Er hatte keinen schwarzen Rock an, und ich kann mich überhaupt nicht erinnern, daß ich jemals in der dortigen Gegend einen Prediger im schwarzen Rock gesehen

habe! Woher diese Gewohnheit entstanden sey, habe ich vergessen zu fragen.

Ich danke dir, sagte ich, als er herein trat, daß du mich heute so schön erbauet hast.

Pr. Wirklich? wie habe ich dich denn erbauet?

J. Ach! du hast mich gerühret, daß ich laut weinen mußte.

Pr. Wenn es weiter nichts ist: so macht es mir nicht viel Freude. Bey uns erfordert man zur Erbauung noch etwas mehr, als Rührung. Hast du etwas von mir gelernt, das du sonst noch nicht wußtest?

J. O ja! ich habe noch mehr gelernet, als ich bisher wußte, wie nöthig es sey, seinen Körper gesund zu erhalten und zu üben.

Pr. Hast du nicht auch eine gute Entschließung gefaßt?

J. Ebenfalls! ich habe mir vorgenommen, daß ich auch meinen Körper gesund erhalten und üben will, damit ich im Stande bin, meinem Nebenmenschen beyzustehen, wenn er in Noth geräth.

Pr. Nun das ist mir lieb! auf diese Art habe ich dich wirklich erbauet. Denn bey uns nennet man erbauen, den Menschen verständiger und besser machen.

J. Da hast du mich wieder erbauet. Zeither glaubte ich immer, erbauen hieße, die Menschen rühren. Ich bin oft auch gerühret worden; wann

aber die Rührung vorbey war: so war ich wieder der alte Constant, der ich immer gewesen war.

Pr. Das ist immer der Fall bey den blosen Rührungen.

J. Aber, sag mir nur, was für eine Religion habt ihr denn eigentlich hier?

Pr. Hast du denn dieß noch nicht gemerkt? wozu habe ich dich denn ermuntert?

J. Dazu, daß ich meinen Körper gesund erhalten und fleißig üben soll.

Pr. Ganz recht! warum sollst du denn dieß aber thun?

J. Deßwegen, daß ich meinem Bruder in der Noth beyspringen kann.

Pr. Gut! Ich habe dich also zur Menschenliebe ermuntert. Wessen Jünger erkennt man denn nun daran, daß sie Liebe unter einander haben?

J. Die Jünger Jesu.

Pr. Recht gut! weißt du denn nun noch nicht, zu was für einer Religion ich mich bekenne?

J. Ich sehe wohl zur christlichen. Ich möchte aber doch gerne wissen, was für Christen ihr wäret? seyd ihr denn reformirte, lutherische oder katholische Christen?

Pr. Christliche Christen.

J. Den Nahmen habe ich doch in meinem Leben noch nicht gehöret.

Pr. Das kann wohl seyn. Die Religion Jesu wird bey euch selten so gelehret, wie sie Jesus vorgetragen hat. Die Mönche haben in den spätern Zeiten verschiedenes hinzu gesetzt, davon eine Parthey dieses, die andere jenes angenommen. Diese Zusätze der Mönche nennen sie nun gemeiniglich Grundartikel des christlichen Glaubens, lehren sie so eifrig, daß sie darüber die Religion, die nur Liebe predigt, vergessen und einander Haß und Verbitterung einflößen, indem sie sagen: alle, die diese Grundartikel nicht annähmen, müßten ohne Zweifel ewig verdammt und verlohren seyn. Daher können bey euch die Christen nicht in jede christliche Kirche gehen, indem sie immer besorgen müssen, daß etwas vorgetragen werde, was sie nicht glauben können. Was uns betrifft, so halten wir es mit dem Apostel Paulus, der es auch nicht dulden wollte, daß sich einige Christen Paulisch, andere Apollisch, noch andere Kephisch nannten. Wir predigen die reine Lehre Jesu, um die Menschen verständiger und besser zu machen; sie zur Menschenliebe und Thätigkeit zu ermuntern und in ihren Trübsalen zu beruhigen. Dabey lassen wir die mehresten, sogenannten, Glaubenartikel weg, wodurch die Christen nur gegen einander abgeneigt gemacht werden. So richten wir auch unsere Gesangbücher ein, und nehmen in dieselben nur solche Lieder auf, die zum Vertrauen auf Gott, zur Menschenliebe, zur Thätigkeit aufmuntern, und lassen

alle übrigen weg, die gewissen christlichen Religionsparthеyen anstößig seyn könnten.

J. Auf diese Art duldet ihr also keine Reformirten, keine Katholiken, keine Lutheraner unter euch?

Pr. Wie kannst du so etwas von uns glauben? wir dulden alle Menschen, nur nicht die Bösen. Wenn ein Fremdling zu uns kommt, so prüfen wir ihn sorgfältig, ob er etwas gelernt habe, wovon er sich nähren kann? ob er ehrlich und redlich sey? ist dieses: so nehmen wir ihn zu unserm Mitbürger an, ohne ihn wegen seines Glaubens zu examiniren. Wir lassen einem jeden glauben, was er für wahr hält. Wir erlauben auch einer jeden Religionsparthey sich eine eigene Kirche zu erbauen. Bis itzo ist aber noch keine zu Stande gekommen. Wenn die Fremdlinge ein paarmal unsere christliche Kirche besuchten und darinne die reine Lehre Jesu hörten: so befanden sie sich dabey so wohl, daß sie es vergaßen, sich eine eigene Kirche zu erbauen. Ja ich muß dir noch etwas sagen, was der christlichen Religion viel Ehre macht.

J. Was wäre denn das?

Pr. Vor fünf Jahren trieb der Sturm ein Türkisches Schiff an unsere Küste; es war in Gefahr zu scheitern, aber mit Gottes Hülfe retteten wir den größten Theil der Mannschaft. Da wir fanden, daß sie aus ehrlichen, arbeitsamen Leuten bestand: so erlaubten wir ihnen, sich bey uns aufzuhalten. Sie

waren aber in der ersten Woche ganz traurig, ob wir uns gleich alle Mühe gaben, sie aufzuheitern.

Was fehlt euch, daß ihr so traurig seyd? fragten wir einmal einen von ihnen. Seyd ihr etwa krank? fehlts euch etwa an Nahrung? hat euch jemand beleidigt?

Ach das alles nicht, antwortete er, wie kann man aber zufrieden seyn, ohne Religion?

Wir merkten wohl, was der Türke damit sagen wollte, und sagten zu ihm: verlangt ihr eine Moschee, wo ihr nach eurer Art Gott verehren könnet?

Ach ja, war seine Antwort, das ist das Einzige, was wir wünschen. Keiner von uns trauet sich aber, euch zu bitten, uns hierzu die Erlaubniß zu ertheilen: weil wir doch vorher sehen, daß ihr uns unsere Bitte abschlagen werdet!

Ey! Ey! fuhr einer von uns fort, was haben wir gethan, daß du eine so schlechte Meynung von uns gefaßt hast? Hältst du uns für Barbaren, die über das Gewissen ihrer Nebenmenschen herrschen wollen? Der Mensch, er sey wer er wolle, hat bey uns die Freyheit, nach seiner Art Gott zu verehren. Gehe du morgen zu unserm Vorsteher, und laß dir einen schicklichen Platz zur Erbauung einer Moschee anweisen, du wirst ihn gewiß erhalten.

Der Türke eilte mit dieser frohen Nachricht zu seinen Landsleuten, und nun waren sie auf einmal munter und vergnügt, und bewiesen gegen uns noch

einmal

einmal so viel Zutrauen, als ehedem. Das war ja ganz natürlich. Denn wie ists möglich, daß der Mensch Liebe und Zutrauen zu solchen Leuten haben kann, die ihm nicht erlauben, nach seinen Einsichten Gott zu verehren?

Der Platz zur Moschee wurde sogleich angewiesen. Ehe es aber an Erbauung derselben kam, lernten unsere Türken deutsch, und konnten unsere Kirchen besuchen. Kaum hatten sie dieß ein paarmal gethan: so bemerkten wir, daß sie immer gedankenvoll mit einander herum giengen und sprachen; daß sie zur Erbauung der Moschee keine Anstalten machten; daß sie immer fleißiger in die Kirche kamen.

Am Ende kam der Vornehmste von ihnen zu unserm Vorsteher, weinte und sagte: lieber Bruder! du bist ein rechtschaffener Mann, und in dir ist kein Falsch; wenn du etwas versprichst: so hältst du es, und wenn du etwas sagst, so kann man sich darauf verlassen, daß es wahr ist. Du betrügst niemanden, und kränkst niemanden. Du bist nicht faul, du bist fleißig. Du hilfst jedem, wie du kannst. Du thust viel Gutes. Die Leute, die du regierest, sind eben so gut. Wenn wir in deine Kirche kommen: so lernen wir viel Gutes; wir fühlen es, daß wir vernünftiger werden und besser und zufriedener. Wozu soll uns also die Moschee? Wir wollen Christen seyn, willst du uns annehmen?

Der Vorsteher umarmte ihn, und seitdem leben sie unter uns, wie unsere Brüder. Wie gefällt dir das?

J. Vortreflich.

Pr. Würden wir aber diese Freude wohl gehabt haben, wenn wir in unsern Predigten alle die Zusätze hätten vorgetragen, die von den Mönchen sind gemacht worden? Z. E. die Erklärung von der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im Abendmahle?

J. Ich glaube, die Türken würden sogleich davon gelaufen seyn.

Pr. Da siehst du es also. Die reine Lehre Jesu hört jedermann gern, wer nicht ein recht schlechter Mensch ist; aber die Zusätze der Mönche sind insgemein gegen die Vernunft, deßwegen will sie niemand gern hören.

J. Aber sage mir doch: erlaubt ihr denn auch den Heiden freye Religionsübung?

Pr. Warum denn nicht? in unserm Lande wohnen wenigstens 10,000 Heiden, die alle vollkommene Freyheit haben, nach ihrer Art Gott zu verehren.

J. Das ist doch aber zu arg.

Pr. Zu arg? und warum denn?

J. Ist nicht der Gottesdienst der Heiden ganz falsch?

Pr. Das ist er freylich. Was sollen wir aber dabey thun? sollen wir vielleicht die armen Heiden martern und foltern, bis sie Christen werden?

J. Das

J. Das wohl nicht. Aber ihr solltet ihnen doch nicht erlauben, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten.

Pr. Und warum nicht?

J. Weil die Christen Aergerniß daran nehmen.

Pr. Aergerniß? was heißt das, Aegerniß nehmen?

J. Ja sie ärgern sich darüber, wenn sie so einen schändlichen Gottesdienst sehen.

Pr. Lieber Freund! Wenn du in einer Gesellschafft bist, wo gutes Obst aufgetragen wird, davon du dein Theil nimmst, und es dir gut schmecken läßt: siehst aber, daß einige von der Gesellschafft kein gutes Obst nehmen wollen, sondern Holzäpfel essen, die sie mitgebracht haben; ärgerst du dich denn darüber?

J. Warum sollte ich mich denn darüber ärgern? Es ist ja ihre eigene Schuld, wenn sie die Holzäpfel dem guten Obste vorziehen.

Pr. So ists gerade auch mit uns und den Heiden. Wir verehren Gott so, wie es uns Jesus und die gesunde Vernunft gelehret haben, und befinden uns wohl dabey. Dieß ist das gute Obst. Die Heiden verehren neben uns Gott auf eine unrichtige Art — dieß sind die Holzäpfel. Sollen wir uns wohl darüber ärgern?

J. Wenn ich auch dieß alles zugebe: so muß man doch besorgen, daß die Christen nach und nach zu Heiden werden, wenn sie immer Heiden neben sich sehen.

Pr. Hast du jemals gesehen, daß ein Mann, der Porsdorfer Aepfel aß, sie wegwarf und Holzäpfel nahm, wann er sahe, daß ein anderer neben ihm Holzäpfel genoß?

J. Niemals.

Pr. Wie kannst du also glauben, daß jemals Christen die reine christliche Religion gegen die heidnische vertauschen werden? Wir haben noch kein Exempel, daß bey uns ein Christ zum Heidenthume übergegangen wäre.

J. Das ist nun ganz gut. Ich dächte aber doch, ihr müßtet noch etwas mehr thun.

Pr. Und was denn?

J. Ihr müßtet die Heiden zu bekehren suchen.

Pr. Wie sollten wir denn dieß anfangen?

J. Ihr solltet Missionarien unter sie schicken.

Pr. Bey uns ist jeder christliche Einwohner ein Missionarius.

J. Nun das lasse ich gelten. Wie treiben denn diese Missionarien ihr Bekehrungsgeschäffte?

Pr. Sie haben alle nur eine Regel.

J. Und diese heißt?

Pr. Du wirst sie schon kennen: denn sie kommt nicht von uns, sondern von Jesu und heißt: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. Nach dieser Regel zu handeln, werden wir alle von Jugend auf gewöhnt. Wir

rüh-

rühmen unsere Religion nicht sehr, wir preisen sie niemanden an, noch weniger dringen wir sie jemanden auf — wir bemühen uns aber, es durch unsern Lebenswandel zu beweisen, daß die Religion, zu welcher wir uns bekennen, unter allen die beste sey. Wenn nun die Heiden sehen, daß wir rechtschaffene Leute sind, die mit Vorsatz Niemanden kränken, Niemanden betrügen, vielmehr jedem, er sey wer er wolle, gern helfen, so viel wir können: so bekommen sie uns lieb, fassen Zutrauen zu uns, gehen mit uns um, handeln mit uns. Dadurch werden sie nach und nach gebessert, und legen ihre alten, bösen Gewohnheiten ab. Einige von ihnen besuchen schon unsere Kirchen, und schicken ihre Kinder in unsere Schulen. Binnen vier und zwanzig Jahren wird man hoffentlich in hiesigem Lande keinen Heiden mehr finden. Hätten wir anders handeln, die Heiden bereden, oder gar zwingen wollen, sich zu unserer Religion zu bekennen: so würden wir sie gegen uns erbittert, sie würden unsere Religion verabscheuet haben, und, wenn sie zu derselben getreten wären: so wäre doch ihr Herz nicht redlich gewesen. Mit unredlichen Leuten wollen wir aber nichts zu thun haben. Ein rechtschaffener Heide ist uns lieber, als ein christlicher Schurke.

Nun gieng der Prediger fort, und ließ mich allein.

Da hatte ich nun Zeit genug, über das nachzudenken, was er mir gesagt hatte. Das wollte mir freylich nicht recht in den Kopf, daß er gesagt hatte:

ein rechtschaffener Heide ist mir lieber, als ein christlicher Schurke. Da ich der Sache aber weiter nachdachte: sahe ich doch ein, daß er Recht habe. Denn was ist denn ein christlicher Schurke? ein Schurke, der sich zur christlichen Religion bekennt, folglich ein Unchrist: denn ein wahrer Christ kann kein Schurke seyn. Jesus hat ja nicht gesagt: am Glaubensbekenntniß soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd; sondern: daran soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Und was ist ein rechtschaffener Heide? ein rechtschaffener Mann, der sich zu einer Religion bekennt, die irrig ist.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Dieses Kapitel ist sehr wichtig: weil es von geistlichen Anfechtungen und Seelenunruhen handelt.

Den folgenden Tag wurde mir der Platz angewiesen, wo ich arbeiten sollte. Anfänglich wurde mir die Arbeit sehr sauer. Da ich sie aber erst einige Tage fortgesetzt hatte: fühlte ich gar sehr, daß ich mich dabey weit besser, als sonst, befand. Das Essen schmeckte, und bekam mir besser, der Schlaf war sanfter, ich

be-

bekam mehr Kraft in die Arme, und spürte auch überhaupt, daß ich gesünder und munterer wurde.

Ich sagte dieß meinem Aufseher. Dieser lächelte und antwortete: das wissen wir sehr wohl. Deßwegen ists bey uns gewöhnlich, daß jeder Mensch, Kinder, Weiber, Handwerksleute, Gelehrte, kurz jeder täglich ein Paar Stunden in freyer Luft mit Garten- und Ackerbau sich beschäfftigen. Damit ersparen wir sehr viel, die Arzeney, die Gewürze und die Federn in den Betten, und sind doch gesünder, als diejenigen, die Arzeney nehmen; unsere ungewürzten Speisen schmecken uns besser, als andern ihre Mahlzeiten, die mit den theuersten Gewürzen bestreut sind; und wir schlafen auf unserm harten Lager auch sanfter, als viele tausend Menschen auf ihren Federbetten. Wir haben deßwegen in unserm Katechismus eine Frage, die lautet also:

Welches Geschäffte muß denn jeder Mensch treiben, wenn er gesund und vergnügt bleiben will.

Ant. Den Garten- und Ackerbau.

Davon, sagte ich, steht in meinem Katechismns kein Wort.

Das kann wohl seyn, fuhr er fort. Dagegen befindet sich in eurem Katechismus auch sehr vieles, davon in dem unsrigen kein Wort steht. Darüber wollen wir aber nicht disputiren. Wir lassen jedem, der zu uns kommt, seinen Katechismus; und so muß es auch seyn. Man darf niemanden in seinem Glauben

ben kränken. Unterdessen haben wir doch die Freude, zu sehen, daß unser Katechismus jedem Fremden, der zu uns kommt, gefällt, und daß sie ihn nach und nach in ihren Häusern einführen. Wir haben auch die Freude gehabt, mit unserm Garten- und Ackerbau schon manche Seelencur zu verrichten.

Wie denn so? fragte ich.

Wir haben, fuhr er fort, einigemal den Fall gehabt, daß Leute zu uns kamen, die im Grunde ehrlich und brav waren, aber immer den Kopf hiengen, traurig umher giengen, und über geistliche Anfechtungen klagten. Wir suchten sie, so viel als möglich, vor der Hand zu beruhigen; hernach lockten wir sie auf den Acker und in den Garten, und brachten sie dahin, daß sie an den Gartenarbeiten Vergnügen fanden. Da währete es nicht lange, so waren ihre geistlichen Anfechtungen verschwunden.

Wie geht denn dieß zu? fragte ich.

Das will ich dir, fuhr er fort, erklären. Sieh! die geistlichen Anfechtungen kommen gemeiniglich vom dicken Blute, schwachen Nerven und einem schwachen Magen. Der Mensch, der solche Unordnungen in seinem Körper verspüret, befindet sich in beständiger Angst und Bangigkeit, kann deßwegen leicht auf allerhand schreckliche Gedanken gerathen, die er geistliche Anfechtungen nennt. Du wirst daher bemerkt haben, daß in deinem Vaterlande, wo es noch viele geistliche

An-

Anfechtungen giebt, diejenigen am mehresten damit geplaget sind, die immer in der Stube sitzen.

Das ist doch, fuhr ich fort, nicht immer der Fall. Ich habe einen Bauer gekannt, der fast immer in dem Felde arbeitete, und doch auch über geistliche Anfechtungen klagte.

Das kann wohl seyn, antwortete mein Aufseher. Bis itzo haben wir immer die Freude gehabt, zu sehen, daß die geistlichen Anfechtungen sich verlohren, wenn unsere neuen Mitbürger einige Wochen im Garten gearbeitet hatten. Unterdessen hatten wir doch auch einmal den Fall, daß unsere Cur nicht anschlug. Es kam nämlich ein Sachse zu uns, der sich bald zu unsrer Gartenarbeit bequemte, aber doch immer lamentirte, daß er keine Ruhe für seine Seele finden könne.

Da nun das nächstemal Synodus war —

J. Was ist das, Synodus?

Auff. Es ist eine Versammlung der verständigsten Männer unserer Provinz, die jeden Monat zusammen kommt, und gemeinschafftlich überlegt, wie da und dort Verbesserungen gemacht werden können, und wie den Mitbürgern, die sich an Seel und Leib nicht wohl befinden, könne geholfen werden.

J. So! Auf diese Art ist euer Synodus ganz anders als der unsrige. Wir haben bey uns auch einen Synodus. Dieser beschäfftigt sich aber mit nichts, als mit der Reinigkeit der Lehre.

A. Was uns betrifft: so sorgen wir dafür, daß unsere Mitbürger einen reinen Verstand und ein reines Herz bekommen. Ist dieses beydes rein: so ist gewiß auch die Lehre rein. Ich erinnere mich, daß einmal das Wasser, welches in unserm Orte springt, unrein wurde. Damals war eben ein Berliner bey uns angekommen, der sich bey uns beliebt machen wollte, und deßwegen einige Vorschläge that, wie man das Wasser reinigen könnte. Der Präsident der Synode lächelte, da er seine Vorschläge hörte: und sagte: das ist Spielerey! laßt die Quelle reinigen: so bekommt ihr auch reines Wasser! Es wurden sogleich einige Arbeiter abgeschickt, die den Unrath wegschaffen mußten, der sich, seit einiger Zeit, in der Quelle gesammelt hatte, und den folgenden Tag hatten wir Wasser, so helle, wie ein Crystall.

Wie es nun mit dem Wasser ist, so ists auch mit der Lehre. Ist der Verstand aufgeklärt und das Herz rein: so kommt auch reine Lehre zum Vorscheine. Ists hingegen mit dem Verstande nicht richtig, ist das Herz lasterhaft: so bringen auch beyde nichts als dummes und böses Zeug zum Vorscheine.

Doch wieder auf unsern Synodus zu kommen!

Unter andern wurde auch überlegt, wie dem guten Sachsen zu helfen sey.

Ich kann hierzu weiter nichts sagen, antwortete der Präsident, als — beobachtet ihn genau, was er für Nahrungsmittel zu sich nimmt! Im nächsten Syno-

nodus sagt es mir wieder: so will ich dann überlegen, wie dem guten Manne zu helfen sey.

Der Nachbar des Sachsens übernahm es, ihn genau zu beobachten, und lieferte im nächsten Synodus ein genaues Verzeichniß von allem, was der Sachse jeden Tag gegessen und getrunken hatte. Der Präsident las es bedenklich durch, dann that er folgenden Ausspruch: lieben Freunde! ich finde in der Lebensart unsers guten Sachsens nichts zu tadeln, als dieses, daß er täglich zweymal Kaffee trinkt. Der Kaffee bringt das Blut in Wallung, und verursacht deßwegen, wenn er zu oft genossen wird, immer Herzklopfen und Bangigkeit. Versucht es doch! sucht ihn erst dahin zu bringen, daß er nach Tische keinen Kaffee mehr trinke, hernach beredet ihn, daß er des Morgens, statt des Kaffees, eine Biersuppe genieße; dann berichtet mir im folgenden Synodus wieder, wie er sich befinde!

Wir thaten es. So oft die Stunde kam, wo er des Nachmittags Kaffee zu genießen pflegte, luden wir ihn zu einem Spatziergange ein, über welchem er den Kaffee vergaß.

Nach ein Paar Wochen kam derjenige, der bey uns die Stelle des Arztes vertritt, auf sein Zimmer und sagte: lieber Bruder! ich habe bemerkt, daß du dich nicht wohl befindest, und daß dir eine schwere Krankheit bevorsteht. Du kannst dir nicht anders helfen,

 als

als wenn du dich entschließest, täglich, des Morgens, statt des Kaffees, eine Biersuppe zu genießen.

Der Sachse seufzete. Da aber sogleich eine Biersuppe herbeygebracht wurde, wovon der Arzt den ersten Löffel voll nahm: so aß er mit, aß auch den folgenden Tag Biersuppe, und befand sich dabey sowohl, daß wir im nächsten Synodus den Bericht abstatten konnten, daß seine geistlichen Anfechtungen ganz verschwunden wären!

Der Präsident lächelte, als er diesen Bericht gelesen hatte, und sagte: ich habe wohl geglaubt, daß es so kommen würde; der Kaffee, wenn er zu häufig genossen wird, ist eine Quelle von vielen geistlichen Anfechtungen.

Von dieser Zeit an schmeckte mir die Arbeit noch besser. Wenn sie mir bisweilen etwas sauer wurde: so erinnerte ich mich wieder an das Gespräch, das der Aufseher mit mir geführet hatte. Mag es doch seyn, dachte ich dann, daß es dir etwas sauer wird, kriegst du es doch gut genug bezahlt, Gesundheit — Kraft — frohen Muth — Appetit zum Essen — sanften Schlaf — das sind ja lauter Sachen, wovon eine jede viel Geld werth ist.

Wenn man den Menschen nur dahin bringen könnte, daß er bey allen seinen Arbeiten recht bedächte, was für Nutzen er dadurch für sich und andere stifte: so würde ihm alles leichte werden.

Mich wird niemand über die Arbeit klagen hören. Will mir auch bisweilen der Geduldsfaden reißen, so denke ich immer an das Gute, das ich damit stifte. Arbeit, denke ich, macht dich verständiger, gesünder, schafft dir Nahrung, schafft andern Menschen Nahrung, befördert ihre Wohlfahrt:

Arbeit macht des Lebenslauf
Noch einmal so munter;
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

Dann werde ich immer wieder froh, arbeite frisch darauf los, und wann dann, nach einem arbeitsvollen Tage, der Abend kommt: tausend das ist ein Abend! wie schmeckt das Essen! wie fröhlich bin ich bey meiner Familie! wie vergnügt schlafe ich ein! wie vergnügt erwache ich, wann ich an die schwere Arbeit gedenke, die ich geendigt habe.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Dieses Kapitel handelt blos vom Ackerbau.

Was mich bey meiner Arbeit noch mehr aufheiterte, das war die schöne Gegend, die ich um mich her sahe. Auf der einen Seite lag eine lange Reihe von Bergen, die mit Wald bewachsen waren, auf der andern das Meer. Die Gegend selbst aber war ein großer Garten, wo man doch fast alles antraf,

was nur das Herz begehret. Alle Arten von Getraide, Gemüse, Klee, Flachs, die schönsten Obstbäume, waren da in Menge zu sehen. Eins aber fehlte doch, die Brache und die Viehzucht. Wann ich an die Arbeit gieng, nahm ich bisweilen einen andern Weg, und sahe mich allemal um, ob ich nicht einmal ein Stück Brachfeld, oder eine Heerde Vieh antreffen könnte. Umsonst, es war alles für die Menschen angebauet. Dieß wollte mir nicht in den Kopf. Als ich daher einmal mein Tagewerk geendigt hatte, und mit meinem Aufseher nach Hause gieng: fragte ich ihn, woher kommt es denn nur, daß man bey euch kein Brachfeld sieht?

A. Was ist das Brachfeld?

J. Bey uns theilt man den Acker in drey Theile, der eine heißt das Winterfeld, der andere das Sommerfeld, der dritte die Brache. In das erste säen wir Roggen und Weizen, in das andere Gerste und Hafer, in das dritte Nichts.

A. Gar nichts?

J. Gar nichts. Außer daß hier und da ein kleiner Fleck mit Klee besäet oder mit Kartoffeln und andern Gemüse, bepflanzet wird.

A. Wenn ihr also 900 Acker habt, so laßt ihr davon immer 300 wüste liegen?

J. Allerdings. Nahe bey den Städten, z. E. bey Erfurt, habe ich es zwar auch so, wie bey euch an-

angetroffen, das mehreste Land ist aber doch noch immer so eingetheilet, wie ich gesagt habe.

A. Das ist ja sonderbar! Entsteht denn da nicht bisweilen Mangel?

J. Genugmal. Ich habe es erlebet, daß einmal so eine große Noth entstund, daß gar viele Leute verhungerten.

A. Gott erbarme dich! Wie darf man sich aber darüber wundern, wenn ihr den dritten Theil eures Feldes immer wüste liegen lasset? Sag mir aber nur, warum thut ihr denn das?

J. Wir stehen in der Meynung, das Feld müsse alle drey Jahre ruhen, damit es sich nicht abtrage.

A. Ha! ha! ha! ihr seyd curiose Leute. Wenn es nun ein Jahr geruhet hat, trägt es denn hernach mehr, als bey uns?

J. Das kann ich nun nicht sagen. Wahr ists, daß ich bey uns hier und da Felder angetroffen habe, wo die Früchte gar vortrefflich stunden, aber auch viele, wo kaum die Aussaat wieder geerntet wurde, und einen Acker gesehen zu haben, worauf mehr gewachsen wäre, als auf den Eurigen, erinnere ich mich gar nicht. Tausend was für Waizen auf diesem Acker steht! Was für Hafer auf jenem! Was für eine unsägliche Menge von Klee, Kohl, Flachs, auf den übrigen!

A. Warum macht ihr es denn nicht auch so?

J. Es ist nun einmal seit vielen hundert Jahren der Gebrauch so, daß wir Brache halten, und da denken wir, weil es unsere Vorfahren so gehalten hätten, die doch auch keine Narren waren, so müßten wir es auch so halten.

A. Darinne denken wir nun anders. Wir verachten zwar die Gebräuche unserer Vorfahren auch nicht: wenn uns aber jemand etwas besseres lehret: so probieren wir es. Finden wir nun, daß es wirklich besser sey: so lassen wir den alten Gebrauch weg, und nehmen den bessern an.

J. Ists denn aber wirklich besser, wenn man keine Brache hält?

A. Ich glaube gar, du willst disputiren? da kommst du nicht recht an. Das Disputiren mag vielleicht in Deutschland Mode seyn. Bey uns ist es nicht gewöhnlich. Wir disputiren nicht, sondern handeln. Sieht nun der andere, daß unsere Art zu handeln gut sey: so thut er es nach; glaubt er aber, daß sie nichts tauge, nun so macht er es nach seinem Kopfe. Wozu soll man disputiren?

J. Lieber Freund, ich sehe wohl, daß eure Aecker ohne Brache mehr eintragen, als die unsrigen mit der Brache. Aber sag mir nur, wie ihr das anfangt? Wenn wir das Feld im dritten Jahre besäen: so trägt es nichts. Ihr müßt doch besondere Vortheile haben.

A. Das kann wohl seyn. Der erste Vortheil, den wir haben, ist dieser: Wir düngen außerordentlich stark.

J. Wo-

J. Woher bekommt ihr denn alle Düngung? Bey uns hat jeder Hauswirth seine Noth, daß er nur so viele Düngung zusammen bringt, daß er alle drey Jahre höchst nothdürftig seinen Acker damit befahren kann.

A. Da möchte ich lieber gar keinen Acker haben, wenn ich ihn nicht hinlänglich düngen könnte. Daher hat bey uns niemand mehr Acker, als er mit seiner Düngung bestreiten kann. Hernach muß ich dich doch fragen! womit düngt ihr denn?

J. Womit denn anders, als mit Mist?

A. Vermuthlich von Thieren?

J. Ey freylich! von Kühen, Pferden, Schaafen und Schweinen.

A. Damit werdet ihr freylich nicht weit reichen. Bey uns benutzt man alles, was verfault, zur Düngung. Jedes Haus hat hinter seinem Hofe verschiedene Gruben, worein alles geworfen wird, was man zusammenbringen kann: Laub, Unkraut, Rasen, Sägespäne, Auskehricht, alte Lappen u. d. g. Nur sieht jeder darauf, daß der Abfluß aus den Ställen hinein geleitet werde, und daß jede Grube wenigstens drey Jahre faule, ehe sie ausgeführt wird. Im Herbste fahren wir nun dergleichen Gruben aus, und lassen den Unrath den Winter hindurch auf dem Felde liegen, damit ihn der Frost recht auflöse. Das wäre unser erster Vortheil.

Der andere Vortheil, den wir haben, ist dieser, daß wir mit den Gewächsen, welche wir bauen, auf jedem Acker sehr stark abwechseln. Haben wir auf einem Acker Kohl oder Waizen gebauet, so lassen wir wohl 12 Jahre verstreichen, ehe wir das nämliche wieder darauf bringen.

J. Warum thut ihr das?

A. Das will ich dir erklären. Fressen denn alle Thiere einerley?

J. Sieh mich doch nicht für gar zu dumm an!

A. Also glaubst du doch, daß jedes Thier seine besondere Nahrung habe. Eine andere hat das Rindvieh, eine andere die Pferde, eine andere die Hunde, eine andere die Schweine. So ists gerade auch mit den Gewächsen; jedes hat seine besondere Nahrung, die es durch die Wurzeln einsaugt. Bring ich nun das folgende Jahr, oder ein Paar Jahre darauf, das nämliche Gewächse auf den Acker: so ist seine Nahrung schon weggezogen, und es muß sehr kümmerlich sich nähren, wie ein Mensch, der an einen Tisch kömmt, wo alles bis auf die Knochen aufgezehret ist, an denen er nun noch nagen muß. Ließe man hingegen einen Hund an den Tisch, so würde dieser noch eine reichliche Mahlzeit finden. Und wenn ich mit den Gewächsen gehörig abwechsele, z. E. erst den Acker mit Kohl bepflanze, dann Waizen, hierauf Roggen, ferner Spanischen Klee, dann Hafer u. s. w. säe, so findet jedes davon noch seine Nahrung, die sich für die vorher-

hergehenden Gewächse nicht schickte, die sie also in der Erde ließen. Aber freylich gehöret Kenntniß dazu. Man muß wissen, in welcher Ordnung man die Gewächse muß abwechseln lassen.

J. Das ist doch sonderbar, wo lernt ihr denn das alles?

A. In der Schule. Aber es wundert mich, daß du dieß nicht weißt. Wir haben ja den größten Theil unserer Weisheit deutschen Büchern zu danken.

J. Und wie heißen denn diese?

A. Da könnte ich dir gar viele nennen, die mir so gleich nicht beyfallen. Itzo besinne ich mich nur auf eines, das ist Reichards Land- und Gartenschatz. Hast du denn dergleichen Bücher in deiner Jugend nicht gelesen?

J. Wie hätte ich denn zu diesen Büchern kommen sollen? Ich habe in meiner Jugend kein anderes Buch kennen lernen, als die Bibel, das Gesangbuch, den Katechismus und den Kalender.

A. So!!! Sonst wüßte ich dir eben keinen Vortheil bey unserm Ackerbau zu sagen, als diesen, daß wir unsere Länderey mehrentheils selbst mit unsern eigenen Händen bearbeiten. Dadurch sind wir im Stande, sie recht rein zu halten und zu verbessern.

J. Wie ist denn das möglich? ich dächte, da müßtet ihr euch zu Tode arbeiten.

A. Wenn wir uns zu Tode arbeiteten, so lebte ich ja nicht mehr. Es schafft sich halt keiner mehr

Län-

Länderey an, als er mit seiner Arbeit bestreiten kann. Unsere Arbeit wird uns auch dadurch um ein Merkliches erleichtert, daß die Aecker unmittelbar hinter unsern Häusern liegen. Dadurch ersparen wir viele Zeit, die sonst mit dem Hin- und Hergehen zugebracht wird, und viele Kosten, die man auf Ausführung der Düngung und Einführung der Früchte, bey entlegenen Ländereyen, verwenden muß. Giebt es ja bisweilen etwas viel zu thun: so lassen wir zehn bis zwölf Kinder aus den Erziehungshäusern kommen, die gegen eine geringe Bezahlung viele Arbeit thun.

J. Was hat es denn mit den Erziehungshäusern für eine Bewandniß?

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Von der Viehzucht und den schädlichsten unter allen Thieren.

Die Erziehungshäuser sollst du bald näher kennen lernen, antwortete der Amerikaner. Bist du denn aber nun überzeuget, daß es gut ist, wenn man die Brache abschafft?

J. Nein.

A. So bist du ein Erzstreitkopf. Was mich betrifft, so streite ich nun mit dir durchaus nicht. Eins muß ich dich aber noch fragen: warum glaubst du denn noch nicht, daß es gut sey, die Brache abzuschaffen?

J. Weil

J. Weil ihr kein Vieh halten könnt. Wovon soll denn das Vieh leben, wenn es keine Weide hat? und wo soll es denn Weide finden, wenn alle Aecker besäet und bepflanzet sind?

A. Ha! ha! ha! wenn du weiter nichts einzuwenden hast: so schweige ja stille! Das vorzüglichste Vieh, welches der Landmann zu halten pflegt, sind Rinder und Schafe. Komm mit in meinen Rinderstall! und siehe und urtheile selbst, wie es mit der Rindviehzucht bey uns stehe!

Wir kamen bald bey seinem Stalle an, und ich machte schrecklich große Augen, da er ihn öffnete. Drey Kühe und ein Stier stunden da, so groß und so gut bey Leibe, wie ich sie in meinem Geburtsorte, wo das Rindvieh durchaus klein und hager war, nie gesehen habe.

A. Na! Haben wir keine Viehzucht? wie gefallen dir diese Rinder?

J. Vortreflich! Aber wo habt ihr denn eure Weide?

A. Wir haben gar keine Weide für das Rindvieh.

J. Keine Weide? und doch Rindvieh? Womit ernährt ihr es denn?

A. Hiermit! (indem er mir eine Handvoll Luterner Klee, und eine Handvoll Esparsette zeigte.) Dieß wächst bey uns auf dem Lande, das bey euch Brache

che liegt. Und um diese 4 Stücke Vieh zu ernähren, brauche ich nicht so viel Land, als ihr.

J. Ganz gut! aber diese Kleearten anzubauen, wie viel mag das kosten!

A. Freylich kostet es etwas, aber gewiß nicht so viel, als das Umpflügen eurer Brache. Wenn der Lucerner Klee und die Esparsette einmal angebauet sind, so kosten sie fast gar nichts mehr. Ich benutze sie zwanzig bis vier und zwanzig Jahre. Der Spanische Klee kostet auch sehr wenig. Dieses Jahr säe ich ihn über die Gerste oder den Hafer, und brauche also ihn nicht besonders unterzupflügen. Das folgende Jahr steht er da, wie ein Wald, und ich kann ihn, wenigstens dreymal mähen lassen. Im Herbste lasse ich ihn umpflügen, und bekomme dadurch eine gute Düngung; weil die verfaulten Wurzeln den Früchten, die ich im folgenden Frühjahre darauf säe, eine gute Nahrung geben. Der ganze Aufwand, den ich darauf mache, ist die Düngung, welche ich, den Winter über darauf führen lasse, und diese haben wir ja, wie du schon weißt, bey uns im Ueberfluß. Wo ihr aber eure Düngung hernehmt? das möchte ich doch wissen. Wenn das Rind beständig auf der Weide ist: so läßt es ja seinen Mist fallen.

J. Das ist freylich wahr.

A. Bey uns geht aber nichts verlohren. Und daß unser Vieh mehr Milch gebe als wie das Eurige,

das glaube ich ganz gewiß. Muß denn ein Vieh nicht mehr Milch geben, das den ganzen Tag vollauf von dem nahrhaftesten Futter zu fressen hat, als ein anderes, das seine Nahrung mühseelig auf dem Lande zusammenstoppeln muß? glaubst du denn nun, daß es gut sey, die Brache abzuschaffen?

J. Noch nicht ganz.

A. Noch nicht ganz? und warum denn nicht?

J. Weil ich gar nicht begreifen kann, wovon ihr die Schafe unterhalten wollet.

A. Die Schafe? darüber will ich dir meine Meinung sagen. Wir haben bey uns lange Zeit überleget, ob wir Schafe halten oder nicht halten sollten? Da that denn vor drey Jahren endlich unser Synodus den Ausspruch: das schädlichste unter allen Thieren, für ein gut angebautes Land ist das Schaf.

J. Was sagst du? das Schaf wäre das schädlichste Thier.

A. Allerdings, merke aber wohl, für ein gut angebautes Land; für ein Land, dessen Einwohner den Ackerbau recht verstehen.

J. Das kann ich nicht begreifen.

A. Und es ist doch gar zu leicht zu begreifen.

Daß unser Land so schön angebauet ist, daß es so reichlich trägt, daß du so vielerley Arten von Getraide, Gemüße, Futtergräsern, Bäumen, hier siehst, das gefällt dir, und du hast mir selbst gesagt, es wäre bey

uns

uns so schöne, wie im Paradiese. Hast du denn aber auch schon daran gedacht, daß dieß vorzüglich daher komme, weil wir keine Schafe halten? sobald wir die Schafe in unsere Flur treiben wollten: so ruinirten sie ja alles: das Gemüse, die Futtergräßer fräßen sie ab, die Bäume beschädigten sie. Siehst du denn nun ein, daß ein Schaf das schädlichste Thier sey?

J. Das wohl, es hat aber doch auch seinen Nutzen.

A. Ey freylich. Alle Thiere haben ihren Nutzen, auch die wilden Schweine. Wäre es aber nicht lächerlich, wenn wir unsere Flur den Sommer über durch wilde Schweine wollten verwüsten lassen, damit wir im Winter einige davon verzehren könnten? würde uns das Pfund Schweinswildpret nicht über einen Thaler zu stehen kommen? Eben so lächerlich ists aber, wenn man seine Flur großentheils unangebauet den Schafen überläßt, um das Bischen Wolle und Fleisch zu bekommen, das man von ihnen zieht. Wenn ihr rechnet, was ein Schaf das Jahrlang verwüstet, und was auf dem Lande, auf welches es getrieben wird, wachsen könnte: so kommt euch jedes Pfund Fleisch, jedes Pfund Wolle, auf einen Thaler zu stehen.

J. Das ist doch wohl ein Bischen zu viel gerechnet.

A. Gar nicht. Wenn dieses Vieh auf der Weide keine Noth leiden soll: so muß ich doch wenigstens für jedes Stück einen Morgen (einen Acker) wüste

liegen

liegen lassen. Das müßte aber sehr schlecht seyn, wenn mir ein gut angebauter und bepflanzter Morgen, nicht jährlich wenigstens zehn Thaler reinen Gewinn einbringen sollte. Glaubst du denn wohl, daß du von einem Schafe das Jahrlang so viel gewinnest? Und nun bedenk noch dieses, daß sich das Schaf so leicht faul frißt? wenn man auch einmal ein Jahr hat, in welchem man von der Schafzucht etwas gewinnt: so kommt im nächsten Jahre die Fäule, und die Heerde stirbt mit einander dahin.

J. Es will mir noch nicht recht in den Kopf. Wenn alles wirklich so wäre, wie du mir da sagst, warum hielten denn unsere Landwirthe so viel auf die Schafzucht?

A. Das kommt daher: weil sie den Ackerbau nicht recht verstehen; weil sie nicht berechnen, wie viel an Gemüse, Getreide, Klee, Bäumen auf dem Lande wachsen könnte, welches sie für die Schafe wüste liegen lassen.

J. Hum! auf diese Art müßte man ja die Schafe ganz abschaffen?

A. Freylich! in einem Lande, das auf das beste angebauet werden soll. Ehe die Leute aber sich so vermehren, und klug werden, daß alles Land gut angewendet würde, können noch manche hundert Jahre hingehen. In dieser Zeit wird es noch wüstes Land genug geben, das man den Schafen zur Weide überlas-

lassen kann. Wir selbst halten in unserm Orte über tausend Stück Schaafe.

J. Wovon ernährt ihr sie denn? doch nicht von der Luft?

A. Auch mit: denn gesunde Luft, und gesundes Wasser, sind den Schafen so nöthig, als gutes Futter. Außer der Luft und dem Wasser, haben wir aber doch noch etwas, wovon wir eine Menge Schafe ernähren können. Siehst du diese Reihe Berge? diese Waldungen? diese Gegend ist noch unangebauet; da leben nur Wilde, welche den Ackerbau nicht verstehen. Dort weiden Schafe zu tausenden; dort hegen wir auch große Strecken zu Wiesen, mähen sie ab, und trocknen das Gras zum Winterfutter.

J. Das geht wohl bey euch an, aber nicht bey uns. Wir haben keine so große Strecken unangebautes Land, keine Wilde, in deren Gehege man die Schafe treiben könnte.

A. Da dürft ihr halt keine Schafe halten.

J. Woher wollten wir denn die Wolle bekommen?

A. Bauet ihr denn in deinem Vaterlande Reiß?

J. Meines Wissens nicht.

A. Habt ihr denn aber Reiß?

J. Genug!

A. Nun so werdet ihr auch Wolle genug haben, wenn ihr auch keine Schafe mehr haltet. Wenn wir bey uns unsere Haushaltung einrichten: so überlegen

wir

wir allemal erst: von welcher Art Vieh hast du den mehresten Nutzen? welche Gewächse bringen dir den mehresten Vortheil? Und was uns den mehresten Nutzen und Vortheil bringt, das ziehen wir und bauen es an, und bekümmern uns gar nicht darum, woher das kommen soll, was wir nicht ziehen und nicht anbauen.

J. Wenn nun aber alle Menschen so denken, und alle die Schafe abschaffen wollten, so hätten wir ja am Ende gar keine Wolle mehr.

A. Und wenn alle Menschen so, wie deine Landsleute denken, und niemand mehr Reis bauen wollte: so hätten wir ja gar keinen Reis mehr.

J. Das wird nun wohl so leicht nicht geschehen. Wo der Reiß gut thut, da wird man ihn wohl immer fortbauen.

A. Und wo die Schafe gut thun, wird man sie wohl immer forthalten.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Curiose Kleidung der Amerikaner.

Aber —

Noch ein Aber? fuhr der Amerikaner fort, so sag denn dein Aber! Ich sage dir aber auch, daß dieß das letzte Aber ist, das ich dir beantworte! Wir haben hier zu Lande so viel zu thun, das uns zum Dis-

putiren keine Zeit übrig bleibt. Wie heißt denn dein Aber?

J. Aber wenn wir die Wolle aus fremden Landen sollten kommen lassen: so würde sie weit mehr kosten, als wenn wir sie selbst ziehen.

A. Weißt du, was ich dann thun würde, wenn ich an deiner Stelle wäre?

J. Was denn?

A. Ich würde mir das wollene Zeug nach und nach abgewöhnen. Ich muß dir, im Vertrauen sagen, daß wir schon einigemal über deine Kleidung gelacht haben. Du bist ja ganz in Wolle gesteckt und geknöpft. Und sieh einmal mich an! ich habe keinen wollenen Faden an mir.

J. Ich habe mich schon lange darüber gewundert. Bey uns glaubt man, daß man bey einer so leichten Kleidung krank werden würde.

A. Und ich bin doch nicht krank, und in unserm ganzen Lande ist fast niemand krank, obgleich alle Einwohner so gekleidet sind, wie ich. Ists denn in deinem Vaterlande eben so? giebts denn auch so wenige Kranke, wie bey uns?

J. (Kratzte mich hinter den Ohren.)

A. Nu? was kratzest du dich denn? antworte doch!

J. Bey uns ist fast kein Haus, wo alle Menschen gesund wären.

A. Und mummet euch doch alle in wollenes Zeug ein?

ein? lieber Freund! darüber wundre ich mich gar nicht, daß ihr so viele Kranke unter euch habt, aber darüber wundere ich mich, daß noch so viele unter euch gesund sind. Ihr versteht ja gar nicht, wie man seine Gesundheit erhalten soll; wie könnt ihr denn da gesund bleiben?

Laß uns einmal deine Kleidung durchmustern! wollene Strümpfe! wozu denn diese?

J. Es ist mir auch schon einmal gesagt worden, daß sie nicht gesund wären! Unterdessen haben wir bey uns das Sprüchwort: halt Kopf und Füße warm!

A. Und wozu denn? vielleicht daß ihr wollt krank werden?

J. Nicht doch, daß wir wollen gesund bleiben.

A. O ihr Leute! habt ihr nicht curiose Meynungen! Die Wolle reibt ja beständig an den Füßen, dadurch entsteht Schwitzen, und wenn der Schweiß sich sammelt, so verursacht er einen widrigen Geruch. Daher mag es wohl kommen, daß man manchen Europäer weiter riecht, als man ihn sieht.

J. Wir glauben aber, das wäre gut, wenn die Füße stark schwitzten; auf diese Art giengen viele Unreinigkeiten fort.

A. Wo kommen denn die Unreinigkeiten bey mir hin? ich trage ja Jahr aus Jahr ein leinene Strümpfe. Der Mensch dünstet unaufhörlich aus. Wenn er nun fleißig arbeitet: so wird durch die Ausdünstung

alles Uebærflüssige fortgeschafft. Wozu soll also durch die unnatürliche Wärme der Füße die Unreinigkeit mit Gewalt dahin getrieben werden? dadurch muß ja nothwendig Gicht und Podagra und eine Menge anderer Krankheiten entstehen, die man bey uns nur den Namen nach kennt.

J. Dieß kann ich nun nicht läugnen, das Podagra haben bey uns viele Leute.

A. Und hielten doch die Füße warm? das ist doch curios. Hernach, wie siehts denn aus, wenn ihr die Füße einmal erkältet? wenn sie bey euren Arbeiten und auf euren Reisen naß werden? Ists nicht wahr, da bekommt ihr Schnupfen, Katharr und allerley andere Plagen mehr?

J. Freylich. Unser Herr Stadtschreiber starb daran, daß er die Füße erkältet hatte.

A. Da siehst du es ja! wenn ich die Füße von Jugend auf an die Kälte gewöhne, so werden sie ja nothwendig der Kälte gewohnt, und die Erkältung schadet ihnen nicht mehr. Und wozu tragt ihr denn wollene Hosen? — *).

Wir

*) Hier erzählte der Amerikaner eine Menge Leiden und Plagen, welche aus wollenen Hosen entspringen, welche hier anzuführen nicht schicklich ist: weil dieses Buch von Jungen und Alten, von Leuten, die Hosen tragen

Wir halten es bey uns so, unsere gewöhnliche Kleidung ist Leinen. Diese ist viel reinlicher als die wollene, in welcher sich immer Staub und Schmuz sammelt. Wird die leinene Kleidung schmutzig: so giebt man sie halt in die Wäsche; so wird sie wieder so weiß, wie ein gefallener Schnee. Nur im Winter bedienen wir uns eines wollenen Oberrocks, und wenn wir fahren, eines Mantels. Aber, lieber Deutscher! wir plaudern zu viel; meine Geschäffte rufen mich; leb wohl!

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Eine sonderbare Predigt, ein sonderbarer Gottesacker, und ein sonderbares Haus.

Den nächsten Sonntag gieng ich wieder in die Kirche und hörete eine Predigt: Ueber die Pflicht des Christen jede gute Neuerung zu befördern. Der Prediger sagte, der größte Neuerer, der jemals gelebt hätte, wäre Jesus Christus, und wer sein ächter Jünger seyn wollte, müsse auch

gen, und auch von solchen, die keine tragen, gelesen wird. Alles aber, was der Amerikaner sagte, steht bereits in Salzmanns pädagogischen Bedenken über die merkwürdige Schrift des H. Hofrath Fausts.

immer neuern; er müsse den alten Menschen ausziehen, d. i. die alten Irrthümer und Vorurtheile ablegen, den alten Sauerteig ausfegen, die alten Schläuche wegwerfen, keinen alten Lappen auf ein neues Kleid flicken, sondern den neuen Menschen anziehen. Hierauf zeigte er, wie glücklich man in Amerika lebe: weil man so viel Altes, Unnützes, Schädliches, abgeschafft habe, und Freyheit habe, jede gute, nützliche Neuerung zu befördern. Da die Kirche geendigt war: bekam ich einen Boten von dem Vorsteher, der mir sagen ließ, wenn ich mich heute im Orte umsehen wollte: so würde der Prediger bereit seyn, mich herum zu führen. Ich hatte darüber eine große Freude, und der Bote sagte, um 4 Uhr würde der Prediger mich abrufen.

Da er kam, druckte er mir treuherzig die Hand, und sagte: so komm denn mit, lieber Deutscher! und siehe, wie du mit unsern Einrichtungen zufrieden bist!

Er führte mich zu einem großen Garten, über dessen Thore die Worte stunden:

Was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig, und sahe mir, da ich es las, ernstlich in die Augen.

Nun öffnete er das Thor, und ich sahe in einen großen Garten, der aus Alleen, von allerley Bäumen bestand, übrigens unangebauet war. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er mich hineingehen. Ich that es, aber es schauerte mir durch alle Glieder, da ich jetzt

ein

ein Paar Schritte vorwärts gieng und bemerkte, daß zwischen den Reihen der Bäume lauter Steine gelegt waren. Gleich bey dem ersten blieb ich stehen, und las darauf folgende Worte: Hier verweset der Körper Christian Eggersons aus Koppenhagen. Er kam auf dieser Erde an den 5ten December 1700 und gieng ab den 11. Juni. 1765. Friede sey mit ihm! Er erzog unserer Gemeinde 6 rechtschaffene Mitglieder.

Nun wußte ich, wo ich war.

Mein Begleiter faßte mich bey der Hand, und sagte: verstehst du nun die Worte, die über dem Eingange stehen?

Ich glaube wohl, antwortete ich. Das Sichtbare ist der Leib, der hier verweset, und das Unsichtbare der Geist, der zu Gott gegangen ist.

Ganz Recht! antwortete der Prediger. Es gehöret aber nur noch etwas mehreres dazu. Sichtbar war auch der Reichthum, den sich dieser Mann durch seinen Fleiß erwarb, aber, unsichtbar seine Klugheit, seine Rechtschaffenheit, sein Vertrauen zu Gott. Dieß waren die Schätze, die er sich für den Himmel sammelte, wo die Diebe nicht nach graben, und die der Rost und die Motten nicht fressen. Jener ist nun nicht mehr da, aber das Unsichtbare, ist ihm in eine andere Welt nachgefolgt und bleibt ewig. Einige Minuten lang stund ich in Gedanken und sahe den

Grab-

Grabstein an. Guter Mann! dachte ich, wie wohl mag dir itzo seyn! das Geld, was du erwarbst, hast du zwar itzo nicht mehr, weil es dir doch nichts nütze ist; aber die Treue, mit welcher du deine Kinder erzogst, die hast du mit dir, in eine andere Welt genommen. Und was wird es für eine Seligkeit seyn, wenn einst deine 6 Kinder zu dir kommen, und dir für die gute Erziehung danken werden, die du ihnen gegeben hast. Ich kann es nicht läugnen, ein Paar Thränen fielen auf den Grabstein.

Mein Begleiter fragte endlich: wollen wir nicht weiter gehen?

O ja, antwortete ich, seufzte und sagte im Weggehen: Friede sey mit dir!

Der Prediger druckte mir die Hand.

J. Hat die Frau oder die Kinder dieses Lob auf den Grabstein setzen lassen?

Pred. Weder die Frau noch die Kinder.

J. Wer denn sonst?

Pr. Die Gemeine.

J. Das ist doch sonderbar.

Pr. Sonderbar? Mir kommt es nicht so vor. Wenn die Familie die Grabschrift auf den Grabstein der Anverwandten setzen läßt, so ists sonderbar.

J. Wie so?

Pr. Ich dächte, das müßte dir selbst beyfallen. Jede Familie hat ihren Vater, Mutter, Kinder und dergleichen lieb, und die Liebe erwacht am stärksten

bey

bey dem Grabe. Jede Familie sucht auch eine Ehre darinne, wenn man ihren Anverwandten recht viel Gutes nachredet. Wenn also jede Familie das Recht hätte, auf die Grabsteine ihrer Anverwandten setzen zu lassen, was sie wollte: so würde man nichts als Lobeserhebungen auf den Grabsteinen lesen, und die Reichsten würden die kostbarsten Grabsteine bekommen.

J. Das ist ganz richtig. In meiner Vaterstadt starb ein sehr reicher Mann, der ein gottloses Leben führte. Durch einen falschen Eid brachte er einen ehrlichen Mann um sein Vermögen, und die armen Leute, die für ihn arbeiten mußten, druckte er bis aufs Blut. Er that weiter nichts, als daß er aß und trank, Mädchen verführte, und das Armuth druckte. Und doch, da er starb, ließen ihm seine Kinder einen prächtigen Leichenstein setzen. Unten stunden vier steinerne Engel, die das Gesichte hinter Schnupftücher verbargen, und seinen Verlust beweinten; oben vier andere, die Trompeten bliesen, und seinen Ruhm ausposaunten, und auf allen Seiten stunden biblische Sprüche und Lobeserhebungen.

Pr. Da siehst du also, was dabey heraus kommt, wenn jede Familie auf die Grabsteine ihrer Anverwandten setzen lassen darf, was sie will. Der rechtschaffenste, aber arme Mann bekommt auf diese Art keinen, und der reiche Schurke einen sehr prächtigen Grabstein.

Wir

Wir halten es bey uns so: Wenn jemand aus der Welt gegangen ist: so fragen wir seine Anverwandten, ob sie ihm den Grabstein wollen setzen lassen, oder ob es die Gemeine thun soll? Wählt sie das erstere: so kann sie den Körper beerdigen lassen, wo sie will, nur auf unserm gemeinen Gottesacker nicht. Dieß geschieht aber äußerst selten. Nur einmal ist bey uns der Fall vorgekommen, da ein Mann starb, der bloß von seinen Interessen lebte, und gar nichts für das gemeine Beste thun wollte. Diesen ließ die Familie in einen Garten begraben, und ihm ein Denkmahl von Marmor, und große Lobsprüche darauf setzen. Voriges Jahr ist es aber von der Familie selbst wieder weggenommen worden: weil alle, die den Garten besuchten, darüber lachten. Läßt aber eine Familie ihren Anverwandten durch die Gemeine ein Denkmahl errichten: so wird vor der Beerdigung seines Körpers ein Todengericht über ihn gehalten.

J. Ein Todengericht? Was ist denn das?

A. Du sollst heute eins sehen!

Hierauf faßte er mich bey der Hand, und führte mich durch den ganzen Gottesacker bis ans Ende, wo ein Haus stund.

J. Wozu ist dieß Haus?

A. Du wirst es gleich sehen. Hierauf öffnete er das Haus, und dann ein Zimmer. Gott! wie erschrack ich, als er es öffnete! der Körper einer alten Frau lag da in einem Sarge, der das ganze Zimmer

mit

mit einem übeln Geruche erfüllte, obgleich die Fenster geöffnet waren.

J. Was ist denn das?

A. Der Körper unserer braven Wehemutter.

J. Warum begrabt ihr ihn denn nicht?

A. Heute soll er begraben werden.

J. Warum habt ihr ihn denn nicht längst begraben?

A. Weil er erst riechen sollte.

J. Warum mußte er denn erst riechen.

A. Deßwegen, damit wir gewiß wüßten, daß die Seele nicht mehr in demselben sey.

J. Ach! ihr seyd kluge Leute! Ja das seyd ihr, da ich in Erfurt war, begrub man einen Tuchmacher.

A. Den Körper eines Tuchmachers willst du sagen. Der Tuchmacher selbst war nicht mehr da.

J. Er war wirklich noch da. Da die Todenfrau den Körper abwusch, schlug er ein Auge auf; die Todenfrau druckte es ihm wieder zu, und ließ ihn doch begraben. Zum Glück hörte ich es, zeigte es an, und man ließ ihn sogleich wieder ausgraben, und brachte ihn wieder ins Leben zurück.

A. Das hast du gethan?

J. Das habe ich gethan.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bey dem Verleger dieses Buchs sind in letzter Ostermesse folgende Bücher herausgekommen:

1. Was heißt denn eigentlich Christum predigen? eine Predigt zu Sömmerda gehalten von Joh. Rudolph Gottlieb Beyer.
2. Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes 12ter Theil.
3. Religionsunterricht für Kinder von M. Fabrizius, erster Theil.
4. Flemmings Geschichte ein Denkmahl des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. 2. 3. Theil.
   (ist von eben dem vortreflichen Manne, der Hallo's glücklichen Abend geschrieben hat.)
5. Handbuch zur Erklärung des N. T. für Ungelehrte. 3ter Theil.
6. Erfindung einer Feuerspritze von Carl Immanuel Löscher, mit 7 Kupfern.
7. Messianische Weissagungen des alten Testaments übersetzt und erläutert zum Gebrauch für angehende Theologen.
8. Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation, bis zu der Einführung der Concordienformel von D. Gottl. Jak. Plank.
9. Christ. Fel. Weiße Schauspiele für Kinder. Erster Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzman, Christian G

Constants curiose Lebensgeschichte und sonderbare Fatalitäten ein Buch fü
rs Volk besonders für Handwerksburschen

Bd.: 2

Leipzig 1792

P.o.germ. 1198 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117568-4
VD18 9052263X-001